

School of Theology at Claremont



1001 1391336

Erlebtes

erzählt von †
ADOLF SCHLATTER

BS
2351
S3
A2
1929



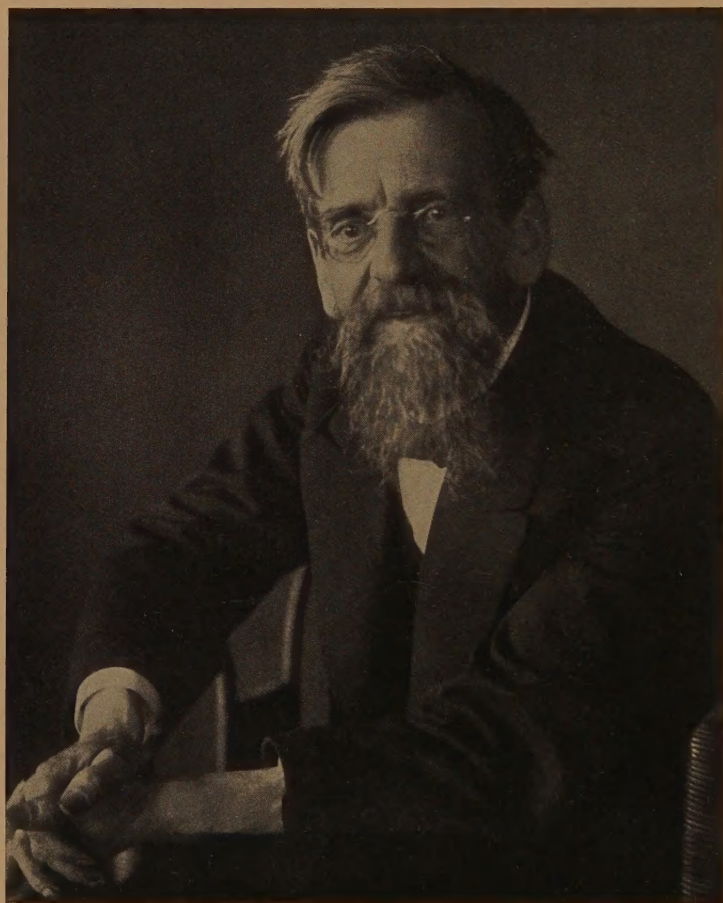
The Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE
CLAREMONT, CALIFORNIA

0.50
01 296

Erlebtes

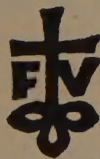


J. A. Schlauer.

BS
2351
S3
A2
1929

Erlebtes

Erzählt von D. Adolf Schlatter
Professor der Theologie in Tübingen



Fünfte und erweiterte Auflage (14. – 16. Tausend)
Mit sieben Bildtafeln

Furche-Verlag G. m. b. H., Berlin

Dieses Buch ist als 25. Veröffentlichung der „Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung“ erschienen. Es wurde erstmalig im Sommer 1924 aufgelegt. Die vorliegende fünfte und wesentlich erweiterte Auflage (14. bis 16. Tausend) wurde im Frühjahr 1929 bei Edmund Pillardy in Kassel gedruckt. Die Anfertigung der Bildtafeln lag bei der J. Bruckmann A.-G. in München. Die Einbände stellte her die Buchbinderei Raumer & Braun in Leipzig.

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Das erste Vorwort

Von den Studierenden werde ich gelegentlich gebeten: „Erzählen Sie uns aus Ihrem Leben.“ Ich freue mich an dieser Bitte als an einem Zeichen, daß sich unsere Jugend bewegt. Wir fragten, als wir Studenten waren, nicht nach dem Leben unserer Lehrer, sondern benutzten sie als die Brunnen, aus denen wir Gedanken schöpften, und fügten dazu nur noch Schnurren hinzu, die wir in übermütiger Laune selber erfanden. Wenn unsere Jugend das erfährt, daß Gedanken die Wirkungen des Lebens sind, so hat sich eine große Bewegung vollzogen. Ist ihre Bitte kühn, — wer will der Jugend das Recht zur kühnen Bitte verweigern? Kühn ist sie, weil das Leben, auch wenn es sich wie das meine auf geordneten, geebneten Wegen bewegt, eine unfassbare Unermeßlichkeit ist wie alles, was Gott macht. Ich war ein Glied des Staats, ein Glied der Kirche, ein Hörer der Bibel, ein Gast am Tisch Jesu, ein Genosse in der unterrichtenden und in der forschenden Arbeiterschar, und vor allen diesen Äußerungen des persönlichen Lebens steht, was uns alle macht: ich war ein Gebilde der Natur. Jede dieser Beziehungen trägt aber eine Unermeßlichkeit von Wirkungen in uns hinein. Kein Auge umfaßt sie alle; kein Gedächtnis erneuert sie richtig. Denn sie kamen nicht, um zu bleiben, sondern um das Zukünftige zu zeugen. Die Bitte der Jungen verkannte aber die uns gesetzten Grenzen nicht; „aus meinem Leben“ sollte ich ihnen erzählen, und innerhalb dieser Grenze hält sich auch das, was ich hier zur Erfüllung dieser Bitte sage.

Adolf Schlatter.

A 2968

Vorwort zur fünften Auflage

Was einst die Bitte der jugendlichen Schar: „Erzählen Sie uns aus Ihrem Leben“ entstehen ließ, hat den Weg in manches Haus gefunden, obwohl ich nur ganz kleine Vorgänge zu erzählen habe. Mein Anteil an der deutschen Geschichte ist ungleich beschränkter gewesen als der vieler Zeitgenossen; er war freilich ein Teil derjenigen Geschichte, die in allem, was an uns und durch uns geschieht, der wirksame und fruchtbare Vorgang ist, der Geschichte unserer Kirche. Was im neuen Druck des Büchleins zu seiner früheren Gestalt hinzugekommen ist, nimmt ihm seinen bescheidenen Charakter nicht, hebt aber vielleicht die Züge des Bildes deutlicher hervor und malt seine Lichter und seine Schatten kräftiger. Dennoch entlasse ich das Büchlein zu seiner neuen Wanderung mit frohem Dank. Denn ich darf annehmen, daß es nicht das einzige ist, was mich in Verkehr mit meinen Lesern bringt, sondern bei ihnen nur als Begleiter meiner ernsthaften Schriftstellerei einkehrt. Was ich sonst zu beschreiben habe, war nichts Kleinliches und Vergängliches, nicht das Denken und Fühlen eines einzelnen, sondern Universalgeschichte im höchsten Sinne des Worts, jene Geschichte, die uns allen den Grund und das Ziel unseres Lebens gibt. Denn das, worüber ich sonst zu sprechen hatte, war das Neue Testament. Ich hoffe, das Büchlein diene weiter als Wegweiser zu dem, was meinem Leben den Reichtum und die Arbeit gegeben hat.

Lübingen, im Februar 1929.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht

Seite

Mein Anteil am Staat	9—30
--------------------------------	------

Die Stärke des schweizerischen Volkstums 9. Politische Mannhaftigkeit 10. Der fruchtbare Staatsdienst 11. Im Kampf mit dem Staat 12. Ein allmächtiger Regierungsrat 13. Ein bitten-der Geheimrat 14. Der Glanz des Reiches 15. Der Schatten des Genius 16. Der grollende Kanzler 17. Das Bekenntnis zum Kaiser 18. Der Kaiser als Christ 19. Die Gefährlichkeit Wiens 20. Die große Forderung des Staats 21. Der Gehorsam gegen die Regel Jesu 22. Die Anrufung des richtenden Gottes 23. Die Enthüllung der deutschen Not 24. Dürre Theologie und dürre Politik 25. Weimar und Braunschweig 26. Die Befreiung vom obersten Bischof 27. Wertloses Geld 28. Freudiges Wählen 29. Die Erweiterung der christlichen Pflicht 30.

Mein Anteil an der Kirche	31—63
-------------------------------------	-------

Die Kirche im Elternhaus 31. Die drei Typen des christlichen Dienstes 32. Die Kirche die Dienerin Jesu 33. Der Pfarrer ein Glied der Gemeinde 34. Die Dankbarkeit für die Kirche 35. Das Bußwort an die Kirche 36. Die Schwäche des geistlichen Amtes 37. Das Ziel der Predigt 38. Erträge der Erweckungsbe-
wegung 39. Die Mitarbeit mit der Reform 40. Kirchennot zur Zeit der Reform 41. Die Ablehnung der Reform 42. Meine Ausrüstung für die Arbeit 43. Im Pfarrhaus von St. Anna 44. Der Kreis um Blumhardt 45. Ein Lehrer des Rechts ohne Falsch 46. Das Luthertum 47. Die Predigt von der Vergebung der Sünden 49. Lutheraner und Calvinisten 50. Calvinismus und jüngste Theologie 51. Das lutherische Pfarramt 52. Ber-
lins kirchliche Not 55. Stoecker 56. Friedrich von Bodelschwingh 57. Mein Anteil an der württembergischen Kirche 58. In der Stille 59. Mangel an kirchlichen Arbeitern 61. Die Singbe-
wegung 62. Die stärkende Wirkung der Kirchennot 63.

Wie die Bibel zu mir sprach	64—76
---------------------------------------	-------

Die Stadt Gottes 64. Unter die Sünde verkauft 65. Gottes Name werde geheiligt 66. Die Aussaat des Worts 67. Die Liebe bleibt 68. Der erste Psalm 69. Die Straße der Heiden 70. Pflicht und Liebe 71. Die Einsalt zu Christus hin 72. Die Hoffnung der Christenheit 73. Der Mittler 74. Die Befreiung vom mystischen Sterben 75. Der andächtige Verkehr mit der Schrift 76.

	Seite
Der Gast am Tische Jesu	77—85
Das Bekenntnis beim Abendmahl 77. Die Zucht beim Abendmahl 78. Starke und Schwache 79. Die Überwindung der kirchlichen Trennungen 80. Die sonntägliche Abendmahlsfeier 81. Ostern am See Genezareth 82. Die Vorbereitung zum Abendmahl 83. Das hochzeitliche Kleid 84. Der rechte Spender der Vergebung 85.	
Der Schüler und der Lehrer	86—105
Der Schutz gegen den Einfluß der Schule 86. Die Macht der lehrenden Persönlichkeit 87. Die sittlichen Bedingungen des Lehramts 88. Das Erwachen des wissenschaftlichen Willens 89. Der Beginn des Lesens 90. Die Mißachtung der Anschauung 91. Fruchtbare Stunden in der Schule 92. Reizende Philosophie 93. Die vielen Idealismen 94. Nicht Spinozist 95. Der Anschluß an den Römerbrief 96. Die Verpflichtung zu lehren 97. Die Öffnung des Hrs für das Neue Testament 98. Die Erziehung zur Wissenschaftlichkeit 99. Der Glaube an die Möglichkeit des Hörens 100. Der dogmatische Unterricht 101. Die Befruchtung der Stunde 102. Die wissenschaftliche Gemeinschaft 103. Der christliche Charakter des Unterrichts 104. Die persönliche Berührung mit den Studierenden 105.	
Mein Anteil an der Forschung	106—118
Der Entschluß zur literarischen Arbeit 106. Die Beobachtung des Glaubens 107. Die Freude und die Pein des Forschens 108. Sprachliche Studien 109. Die Zeitgenossen Jesu 110. Die Wanderung durch Palästina 111. Wachsendes Verständnis des Neuen Testaments 114. Die ein Ganzes erstrebenden Darstellungen 115. Die Fassung des Dogmas 116. Der Entschluß zur Ethik 117. Im Dienst der Kirche 118.	
Natürliche Wurzeln	119—128
Die Hülle über der Natur 119. Die Ehrfurcht vor dem Bewußtsein 120. Die beiden Gründe des Christenlebens 121. Natürliche Vererbung 122. Körperliche Bindungen 123. Das Wandern 124. Die Flora 125. Die erbauliche Wirkung des Wanderns 126. Der sinnliche Genuß 127. Die Strenge der Natur 128. Erlösung von der Natur 129.	
Bibliographie	130
Bildtafeln:	
1. Bildnis aus dem Jahre 1915	Titelbild
2. Geburtshaus in St. Gallen	Seite 10
3. Die Eltern	" 32
4. Mit meiner Frau am Anfang der Ehe (1878)	" 40
5. Bildnis aus der Berliner Zeit (1893)	" 48
6. Mit Wilhelm Steinhausen in Freudenstadt (1912)	" 104
7. Als Großvater mit dem jüngsten Enkel (1928)	" 128

Mein Anteil am Staat

Die erste Handlung, die mich am Staat mithandelnd beteiligte, fällt in mein erstes Schuljahr, als ich sechsjährig war.¹ Damals kaufte die schweizerische Eidgenossenschaft das Rütli, um es eigensüchtiger, privater Bewirtschaftung zu entziehen und ihm seine einsame Stille zu sichern. Das geschah in der Weise, daß jedes schweizerische Schulkind einen festgesetzten Beitrag brachte. Somit trug auch ich mein Geldstück zum Ankauf des Rütli in die Schule und erhielt wie alle Kinder dafür sein Bild. Das war ein kleiner Vorgang wie alle staatlichen Handlungen, eine in Gemeinschaft mit Tausenden vollzogene Tat. War er aber klein, wenn er eine nie erlöschende Erinnerung in die Seele legte? Ich nenne jenen Beschluß des Bundesrats eine weise Tat. Denn er stellte die Tatsache in das jugendliche Sehfeld hinein: Du bist mit der Geschichte deines Volkes verbunden; was vor langer Zeit in den Tälern der Vierwaldstätter geschah, bereitete dir den Ort, auf dem dein Leben wächst; für dich geschah, was die früheren Geschlechter gelitten, gestritten und erarbeitet haben; du lebst von der Frucht, die die Früheren säten. In ununterbrochener Reihe strömten später Beobachtungen, die mir dieselbe Botschaft brachten, in mich hinein und machten meinen Anteil am Volkstum zum nie erschütterten, immer wirksamen Fundament meines Handelns. Es gibt keinen Entschluß in meinem Leben, ob es der Eintritt in das Pfarramt oder der Verzicht auf dasselbe und der Eintritt in die wissenschaftliche Arbeit war, ob ich dem Ruf in die deutsche Arbeit folgte, ob ich mich an der Berliner Arbeit beteiligte oder sie abbrach und mich der Tübinger Fakultät zugesellte, bei dem nicht

¹ Ich bin am 16. August 1852 in St. Gallen geboren und kam im Frühling 1858 in die für die Bürger der Stadt bestimmte Elementarschule.

mein gliedlicher Zusammenhang mit unserem Volke, der mich ihm verpflichtete, bestimmend mitgewirkt hätte.

Am Morgen eines Sonntags standen wir Kinder¹ am Fenster unserer Wohnstube, das uns den Blick auf den Eingang in die Kirche gewährte. Unser Haus hieß „Hinter dem Turm“, weil dicht vor seinen Fenstern der gewaltige Turm der Stadtkirche in die Höhe stieg, in seiner schlichten Gotik ein herrliches Bauwerk. Damals war die Bürgerschaft in der Kirche zur Abstimmung über eine Aenderung in der Verfassung des Kantons versammelt, und die Stimmung war erregt. Während damals die Bürgerschaft der Stadt St. Gallen noch ausschließlich evangelisch war, waren im Kanton der Katholische und der evangelische Teil des Volks der Zahl nach ungefähr gleich stark, und beide rangen miteinander; denn die neue Verfassung wollte der Kirche Rechte geben, die die evangelische Bevölkerung ablehnte. Mein Vater sah dagegen in allem, was die Macht des Staats über die Kirche begrenzte, einen Gewinn und war entschlossen, für die Annahme der Verfassung zu stimmen, obwohl vorauszusehen war, daß die ganze städtische Bürgerschaft, eine kleine Minderheit ausgenommen, sie verwerfe. Nun kam der Augenblick der Abstimmung; die Kirchentüren wurden geöffnet, damit diejenigen hinaus treten und gezählt werden konnten, die für die Verfassung stimmten. Es waren nur wenige Männer, und eine Schar junger, noch nicht stimmberechtigter Leute stand vor der Türe und empfing sie mit lautem Lärm. Lachend trat gleich darauf der Vater in unser Wohnzimmer, nicht erschüttert durch die Begrüßung, die ihm an der Kirchentür zuteil geworden war. Ich habe später manchmal an dieses kleine Erlebnis gedacht, wenn ich zur Urne ging und in das die Heimlichkeit der Abstimmung sichernde Gefäß mit Ekel hineingeschoben wurde. Ich hatte in meiner Jugend einen anderen Anteil am Staat gesehen, den, bei dem in offener Abstimmung jeder seine Überzeugung vertrat auch gegen eine aufgeregte Bürgerschaft. Der Staat ist schwer krank, wenn er seine Glieder nur dadurch an seinem

¹ Ich war von acht Kindern das siebente.



Mein Geburtshaus in St. Gallen.

Es steht seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts und ist ein sogenanntes Ständerhaus, von senkrecht stehenden eichenen Balken getragen. Der Laden ist das Kolonialwarengeschäft, das meinem Großvater, dann dem Bruder meines Vaters gehörte, in dem mein Vater Angestellter war. Auf der rechten Seite des Bildes steigt der Turm der städtischen Kirche empor. Gezeichnet von meinem verstorbenen Schwager Architekt Salomon Schlatter.

Handeln betheiligen kann, daß er ihre Entschließung mit Heimlichkeit umgibt.

Lätigen Anteil nahm der Vater am Leben des Staates nur dann, wenn seine Beziehungen zur Kirche geordnet und seine herrischen Eingriffe in das religiöse Verhalten der Bürger abgewehrt werden mußten. Als aber mein Bruder herangewachsen war, geschah in den Räumen des elterlichen Hauses auch eine beträchtliche, fruchtbringende Arbeit für die Stadt. Der Vater war, ehe er in das Kolonialwarengeschäft des Großvaters trat, Apotheker gewesen und führte darum meinen älteren Bruder denselben Weg. Dieser kam, da er Apotheker war, schon frühe in den Gemeinderat der Stadt, der ihn an der Aufsicht über die Lebensmittel betheiligte. Ich bekam daher, so oft ich in das elterliche Haus zurückkam, durch die Gemeinschaft mit meinem Bruder einigen Einblick in die Arbeit, die auf diesem Gebiet für die Stadt zu leisten war. St. Gallen war z. B. durch den Mangel an Wasser gehemmt, und bis seine ungenügende Versorgung mit Wasser durch seinen Anschluß an den Bodensee ersetzt war, mußte mancher nach Wasser suchende Gang getan, mancher weitfichtige Plan entworfen und als unausführbar wieder preisgegeben und viel redliche Arbeit vollbracht werden. Ich nahm an ihr selbstverständlich nur als Zuschauer teil, hatte aber von diesem Zuschauen den großen Gewinn, daß mir anschaulich gezeigt wurde, wie der fruchtbare Anteil am Leben des Volkes zustande kommt. Wir sind blind, wenn wir nur nach dem greifen, was man Politik zu heißen pflegt, da wir damit nach dem haschen, was jenseits unseres Urteils und Vermögens steht, und uns mit der unseligen Last leerer Worte beladen. Das Volk besteht aus den kleinen Verbänden, die uns mit unmittelbarer Berührung umfassen, und diese geben jedem, dem die selbstlose und dienstwillige Liebe geschenkt worden ist, die Arbeitsgelegenheit in uner schöpfter Fülle.

Mir fiel dagegen als väterliches Erbe ein Anteil am Abwehrkampf gegen die Allgewalt des Staates zu. Was ich damit meine, macht vielleicht meine Begegnung mit dem Erziehungsdirektor des Kantons Bern anschaulich. Mit dem Entschluß, die akademische Arbeit zu beginnen, folgte ich dem Ruf der Berner Freunde, die der Schul-

politik ihres Staates einen kräftigen Widerstand entgegensetzten, weil sie die Entfernung der Schule vom Christentum betrieb. Sie schufen darum freie christliche Schulen, Gymnasium, Lehrer- und Lehrerinnenseminar, und sorgten auch für die Pflege der christlichen Theologie an ihrer evangelisch-theologischen Fakultät, an der alle ihre Geistlichen ausschließlich ihre Bildung empfangen. Damit widersezten sie sich den Zielen ihrer Regierung. Nun erkrankte in der Zeit, als ich meinen Anschluß an die Fakultät auf dem geordneten Weg als Privatdozent zu bewirken suchte, mein Freund, Samuel Dettli, der meine Berufung nach Bern vor allem gewünscht hatte und den alttestamentlichen Unterricht an der Fakultät besorgte, schwer, so daß für anderthalb Jahre der alttestamentliche Unterricht ausfiel. Er bat mich darum, wenigstens einen kleinen Teil desselben zu übernehmen, was aber unmöglich blieb, wenn sich der die letzte Entscheidung besitzende Staatsmann meiner Zulassung zur Universität widersezte oder sie verzögerte. Ich entschloß mich darum, ihn aufzusuchen und ihm die Bitte vorzutragen, er möchte meine Beteiligung am Unterricht der Fakultät ohne Verzögerung genehmigen. Der Erziehungsdirektor trug den berühmten Namen Viglius, denn er war der Sohn des schweizerischen Dichters Viglius (Jeremias Gotthelf). Früher war er Pfarrer gewesen, und seine Predigten taten, als sie nach seinem Tod gedruckt wurden, eine bedeutende Wirkung. Er war als Pfarrer ein Führer der religiösen „Reform“ gewesen und blieb dies auch dann, als er als Mitglied der Regierung der Verwalter des ganzen bernischen Schulwesens mit Einschluß der Hochschule war. Auf meine Bitte antwortete er: „Dagegen, daß Sie sich als Privatdozent habilitieren, wende ich nichts ein. Ich sage Ihnen aber sofort: zum Professor mache ich Sie nicht.“ Als ich darauf erwiderte, daß ich nie daran gedacht hätte, daß er mich sofort zum Professor mache, sagte er: „Ich will Ihnen auch sagen, warum ich dies nicht tue. Die Frommen im Lande würden sagen: Diesen Professor haben wir erbetet“, und diesen Gefallen tue ich ihnen nicht.“ Seine Absicht, an mir festzustellen, wer stärker sei, der Wille des Regierenden oder das Gebet der Frommen, kam mir zunächst komisch

vor. Die Sache war aber ernst gemeint, und auch dem Standpunkt des die Staatsgewalt Vertretenden stand ein gewisses Recht zur Seite, weil die Frommen oft dem Gedanken erliegen, daß das königliche Wirken Gottes und die Herrschermacht des Christus bedeuten, daß den Frommen die Regierung sowohl über das Volk als über die Kirche gebühre. Wenn aber ein selbstischer Machtwille sie treibt, bekommt auch ihr Gebet einen hoffärtigen Ton, der die Einrede wachruft, daß das Gebet keine Waffe für den Parteikampf sei. Ebenso oft und nicht weniger deutlich zeigt sich aber auch bei den Leitern des Staats ein Machtwille, vor dem sich die Christenheit nicht beugen darf. Es war das gute Recht der bernischen Christen, die Schul- und Kirchenpolitik ihrer Regierung abzulehnen, und wenn sie dabei von der Gewißheit getragen waren, daß über dem Willen der Regierenden ein höherer Wille stehe, so sind auch die Führer des Staats verpflichtet, sich ihrer Abhängigkeit vom regierenden göttlichen Willen bewußt zu bleiben. Wenn sie dagegen diese Abhängigkeit verleugnen, so wird der Widerstand gegen den Staat zur Pflicht.

Der Mensch gleicht der Blume des Felds. Biziüs hielt mir gegenüber sein Wort, starb aber noch in der Zeit, als ich in Bern war, und sein Nachfolger war nicht an seine Erklärung gebunden.

Es kam später ein anderer Tag, an dem die andere Seite an unserem Verhältnis zum Staat, nicht die Abwehr seiner Alleinherrschaft, sondern die Dienstpflicht gegenüber seinen Bedürfnissen, zur Geltung kam. Der Ministerialrat, der die preussischen Universitäten verwaltete, Althoff, saß im März 1893 in Greifswald in meinem Arbeitszimmer. Nachdem er mich zum Beginn des Jahres vergeblich nach Berlin gerufen hatte, um mich zum Eintritt in die theologische Fakultät Berlins zu bewegen, kam er nun seinerseits zu mir. Da er aber nicht nur der theologischen Professur wegen in Greifswald war, konnte ich schon am vorangehenden Abend, an dem ein Teil der Universität beim Chirurgen zu Gast geladen war, beobachten, wie tief sich sonst stolze Kollegen vor dem regierenden Mann verbeugten, und es ging mir damals einiges Verständnis auf für die herbe Menschenverachtung, die Althoffs Verkehr mit der akademischen Welt

kennzeichnete. Nun saßen wir beisammen, und ich setzte ihm nochmals auseinander, warum ich nicht an den Weggang von Greifswald dachte. Ich hatte in Preußen einzig den fruchtbaren Hörsaal gesucht, und den hatte mir Greifswald gegeben. Ob ich ihn auch in Berlin finden werde, war zweifelhaft. Denn jeder hängt auch von der Arbeit seiner Mitarbeiter ab, und in Greifswald war die Mitarbeit in wirklicher Weise gegeben. Wir hatten nun beide gesprochen, und die Frage mußte zur Entscheidung kommen. Erregt stand Althoff auf und sagte: „Wenn Sie mir diese Antwort geben, so reise ich nach Königsberg!“ Ich stand auch auf und erwiderte: „Bene, bene, Herr Geheimrat; reisen Sie nur nach Königsberg!“ Zornig fragte er: „Was soll das heißen?“ Ich erklärte ihm, daß ich nichts dagegen einzuwenden habe, wenn er sich den Königsberger Kollegen (damals Frau) nach Berlin hole; ich hielt die Wahl nicht für glücklich, sei aber, wenn er sich zu dieser Wahl entschlossen habe, mit dieser Lösung der Frage einverstanden. „Sie haben mich mißverstanden,“ antwortete er, „ich kann nicht mehr nach Berlin zurückkehren, wenn Sie mir absagen.“ Darauf war meine Antwort: „Steht es so, so komme ich.“

Was war geschehen? Der König hatte gesprochen und angeordnet, daß in die theologische Fakultät von Berlin noch ein Mann eintrete, der die christlichen Überzeugungen vertrete. Darum war das Ministerium zur Ausführung des königlichen Willens bereit. Althoff selbst war von der Richtigkeit desselben schwerlich überzeugt; er konnte eine neue und vollends eine „positive“ theologische Professur entbehren. Aber im preussischen Beamtentum gab es, nachdem ein königlicher Wunsch vorlag, kein Ausweichen mehr. Das verbot die Beamten-Disziplin. Bisher waren alle anderen Verhandlungen gescheitert; sagte ich auch ab, so war die Ausführung des königlichen Willens unmöglich gemacht. Das machte es auf dem Standort des Beamten zur Notwendigkeit, daß ich komme, und ich ehrte diese angebliche Notwendigkeit. Der Staat rief hier den Dienst der Kirche an; soll sie beiseite treten, wenn er ihre Mitarbeit begehrt? Es war damals meine Meinung und ist es heute noch: in solchen Fällen müssen die

persönlichen Wünsche schweigen. Denn die Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat ist nicht Gleichgültigkeit gegen sein Wohl und nicht Geringschätzung seiner Arbeit. Ruft er die Christenheit, dann sei sie bereit.

So war ich nun Professor in Berlin.¹ Ich hebe aus meinen Berührungen mit dem Staat, die in diese Zeit fallen, drei Tage heraus. Das Denkmal Wilhelms I., das neben dem königlichen Schloß steht, wurde enthüllt. Neben dem Denkmal standen die Leiter des Staats, die Generäle, die obersten Beamten; auch mein Platz war dort, da ich damals den violetten Mantel des Dekans der theologischen Fakultät von Berlin trug. Es war eine große Parade; in langer Reihe zogen Abteilungen des ganzen Heeres an dem Denkmal vorbei. Derjenige Vorgang in der Feier, der mir die stärkste Bewegung bereitete, war der Vorbeimarsch der jungen Marinetruppe. Das Reich entfaltete seine Pracht und zeigte vor dem Bild des alten Kaisers seine Machtmittel. blieb mir jener Tag etwa darum unvergessen, weil ich im preussischen Dienst aus einem Christen ein „Militarist“ geworden war, dem das deutsche Heer die Herrlichkeit Jesu verdunkelte und die alles ergreifende Macht seines Kreuzes verhüllte? Verschwand mir hinter den Machtmitteln des Deutschen Reiches Gottes Reich? Im Gegenteil! Solche Wirkungen hätte der Anblick der staatlichen Macht vielleicht innerhalb derjenigen Ethik hervorgebracht, die in der alten Christenheit verbreitet war, als sie meinte, sie könne die Größe Gottes nur dadurch erfassen, daß sie die eigene Ohnmacht beschreibe, und die Gnade Jesu nur dann richtig schätzen, wenn sie sie an unserer Verwerflichkeit maß. Dann war freilich die Freude am Erwerben und die nach Macht strebende Arbeit sündlich oder wenigstens verdächtig. Aber diese Ethik war nicht mehr die meine. Gott wurde mir nicht nur an dem sichtbar, was uns fehlt, sondern an dem, was er uns gibt, und ich wußte, daß wir, wenn er uns Macht und Größe gibt, vollends seinen Geist und seine Gnade brauchen, durch die unsere Macht dem Willen Gottes dienstbar wird. Ich ging darum von jenem glänzenden Schauspiel

¹ Vom Herbst 1893 bis Frühling 1898.

nicht mit dem Gedanken weg, unser Volk habe, weil das Reich so kraftvoll gerüstet sei, das Wort Jesu nicht mehr nötig; vielmehr wurde mein Dank dafür, daß uns Jesus die Buße gewährt, den Glauben verleiht und uns dem Willen Gottes untertan macht, neu angefaßt. Je größer unser Besitz, je wirksamer unsere Arbeitsmittel werden, um so stärker und begründeter wird der Dank dafür, daß uns zu diesem hinzu auch das gegeben ist, was unseren Besitz für uns heilsam macht.

„Bitte, halten Sie eine Rede auf Caprivi! ¹ Bringen Sie ein Hoch auf ihn aus!“ Ich sagte dies zu Stoecker, als ich bei einer studentischen Festlichkeit neben ihm saß, und meine Bitte kam aus der Tiefe meiner Seele. Wie eine finstere Wolke legte sich der Schatten Bismarcks auf seinen Nachfolger. Jedermann sah, ich auch, daß er nicht mit ihm verglichen werden durfte und nicht mehr als ein Beamter war, der mit preußischer Zucht dem Befehl des Kaisers gehorcht hatte, als er ihm die Leitung unseres Staates übertrug. Darum ging ein unzufriedenes Murren durch unser Volk, und deshalb hätte ich unserer Jugend gern durch das kraftvolle Wort Stoeckers gesagt: Ihr werft die Freude am Staat und die Dienstbereitschaft für unser Volk weg, weil ihr keinen Genius mehr vor euch seht; allein wir sind keine Schar von Genien, kein Volk von Helden; wenn ihr auf den Genius wartet, geht uns das Reich zugrunde; es lebt davon, daß wir alle die Kraft einsetzen, die wir haben, und mit dem treu sind, was uns gegeben ist. Allein Stoecker wies meine Bitte ab. „Unmöglich,“ antwortete er unwillig; „es ist, als ob ein Schuster mit seiner Pfrieme an der Venus von Milo herumstocherte.“ Mir wurde es bang. War das Reich gesund, wenn seine Leitung einem Kunstwerk glich, das nur einer der Seltenen, die über das gewöhnliche Maß hinaus begnadet sind, hervorbringen kann? Wies das nicht auf einen tiefstehenden Fehler in seinem Aufbau hin?

Was damals bange Besorgnis war, ist heute durch die Ereignisse

¹ Der Graf Caprivi war der Nachfolger des Fürsten Bismarck im Reichskanzleramt.

zur deutlichen Erkenntnis geworden. Woran zerbrach das Kaisertum? Es war von der Überzeugung beherrscht, die Führung des Volks sei dem Genius übergeben und dieser habe das Recht, zu regieren. In gewissem Maß war Kaiser Wilhelm zweifellos genial. Er trug aber auch die Last, die dem Genius aufgelegt ist. Denn er war aus aller Gemeinschaft herausgesetzt, ein einsamer Mann, immer ein Redender, nie ein Hörender, der eifrig lernte und über ein reiches Wissen verfügte, dieses aber dazu brauchte, um zu glänzen, zu gewinnen, zu regieren. In seiner Vereinsamung erwirbt sich ein Genius nie Liebe und Vertrauen; er erregt in den anderen die Furcht und die Auflehnung. Dies kam auch im Verhältnis des Kaisers zu den anderen Herrschern und Völkern ans Licht. Gegen den von Berlin ausstrahlenden Glanz erhob sich die Welt.

Einmal, nur ein einziges Mal in meiner langen akademischen Zeit, habe ich es bereut, daß ich meine Vorlesung gehalten habe, an jenem Tag, an dem Wilhelm II. populär gewesen ist. Am Vormittag stand ich mit meiner Frau neben Tausenden von Berlinern auf dem Bürgersteig der Straße, die zum Lehrter Bahnhof führte, und wartete, bis die von der kaiserlichen Garde geleitete Kutsche vorbeifuhr, in der Fürst Bismarck, von Prinz Heinrich abgeholt, ins kaiserliche Schloß fuhr, als er von Friedrichsruh nochmals nach Berlin gekommen war. Am Nachmittag hielt ich zur üblichen Stunde meine Vorlesung; aber unter den Linden erklangen immer wieder Hochrufe, weil der Kaiser in der Nachmittagsstunde ausritt und die Bevölkerung ihm mit lautem Zuruf für das dankte, was geschehen war. Damals bereute ich, daß ich meine Zuhörer abgehalten habe, mit auf der Straße zu stehen und mit zu jubeln. Der Riß zwischen dem Fürsten und dem Kaiser legte auf alle einen peinlichen Druck. Die Entlassung des Fürsten habe ich zwar nie als Unrecht empfunden. Da ich in den preußischen Dingen kein eigenes Urteil hatte, nahm ich dankbar das der Greifswalder in mich auf. Wir sahen in Bismarcks Kirchenpolitik eine schwere Gefährdung des Volkes und fürchteten vom Übergang der Kanzlerschaft auf den Grafen Herbert Unheil. Wurde es unmöglich, daß der Kaiser und der Fürst zusammenarbeiteten, so stan-

den wir auf der Seite des Herrscherhauses. Aber mit diesen Erwägungen war nicht aufgehoben, daß die Gewalttätigkeit des Bruchs an Schuld und Unheil erinnerte. Nun war aber doch etwas wie eine Versöhnung geschehen. Wie tief sie ging, wie dauerhaft sie war, — wer wußte es? Eins war gewiß: der Kanzler hatte die für ihn herbe Überwindung seines Grolls zustande gebracht. Darum wurde aus diesem Tag ein die Herzen tief bewegender Festtag. Denn es ist jedesmal ein festliches Ereignis, wenn Jesu Regel und Werk, das uns über unseren Groll erhebt, uns zum Vergeben fähig macht und an die Stelle der Entzweiung den Frieden setzt, öffentlich im Erleben unseres Volkes sichtbar wird.

Mein Lehramt in Tübingen¹ gab mir keinen handelnden Anteil am württembergischen Staat. Nur das Schicksal des Reichs erschütterte noch mit wichtigen Schlägen mein Arbeitszimmer.

Am 15. Juni 1913 fand die kirchliche Feier der 25jährigen Dauer der Regierung des Kaisers statt. Ich war dadurch an ihr beteiligt, daß die Predigt an jenem Sonntag mir zustand. Nach der kirchlichen Ordnung war Luk. 9, 57—62 an der Reihe, jene drei mächtigen Worte, durch die Jesus die Jünger von der ganzen Summe der natürlichen Güter, vom Besitz und der Sitte, von der Familie und der Volksgemeinschaft, freigemacht hat, damit sie allein und ganz Gottes Eigentum und Werkzeug seien. „Geh und verkündige Gottes Herrschaft und sieh dich nach keinen anderen Gütern um.“ Ließ sich damit der Kaiser feiern? O ja! einzig so. Volkstum und Christentum, Staatsdienst und Gottesdienst müssen unterschieden bleiben; aber ihre Unterscheidung ergibt nicht ihre Trennung, wie ja auch Jesus in diesen Worten den Wert dieser Güter gerade dadurch anerkennt, daß er die Seinen zum Verzicht auf sie beruft. Ist das, was ich damals sagte, heute noch wahr? „Wir danken heute dem Kaiser gerade auch dafür, daß er die Beziehungen, die vom Betrieb des Staates aus hinein in die Tiefe der Volksseele

¹ Sein Beginn fällt in den Frühling 1898. Meine Enthebung von der Amtspflicht geschah am 1. Oktober 1922, der Übergang zu einer auf ein kleines Maß beschränkten Lehrtätigkeit im Oktober 1928.

reichen, mit besonderem Ernst gepflegt hat. Er hat es uns immer wieder gesagt und vorgemacht, daß uns die Erinnerung an Gott bei jedem Schritt, den wir im öffentlichen Leben tun, nötig ist. Sein Christenrecht, Gott die Ehre zu geben und den Namen Jesu zu preisen, hat er zur Zeit und zur Unzeit mit Tapferkeit geübt.“ Danken wir Kaiser Wilhelm heute noch für seine christliche Haltung, nachdem sein christlicher Besitz ihn nicht befähigt hat, unser schweres Geschick von uns abzuwenden? Haben nicht seine religiösen Überzeugungen seine Vereinsamung, die ihn von seinem Volk und den anderen Völkern trennte, verstärkt? Es gab in Berlin Kreise, die Eduard VII. als das Vorbild eines neuen Menschentypus, als den vollendeten Gentleman, priesen. Es wäre aber Blindheit, wenn wir die 25 Jahre des Friedens und Gedeihens nicht damit in Zusammenhang brächten, daß der Hof nicht als Herd der Gottlosigkeit unser Volk vergiftet hat. Es war freilich ein eigentümlich beschattetes, höfisch zurechtgemachtes Evangelium, das den Kaiser bewegt hat. Das war aber nicht nur sein eigener Mißgriff, sondern stand mit dem in Zusammenhang, was unsere deutsche Kirche besitzt. Ich kann das Wort, mit dem ich damals schloß, nicht widerrufen: „Wenn wir uns das einfache, letzte Kernwort des Evangeliums, das uns durch jene Worte Jesu gesagt ist, verdeutlichen, dann sind wir am Festtag des Kaisers die rechten Festgenossen. Die, die noch einen anderen Herrn haben als die Kaiserliche Majestät, die ehren den Kaiser recht und sind fähig, ihm zu danken.“

Mit seiner zarten Freundlichkeit sagte einst mein Genosse in der Lübinger Arbeit Theodor Häring zu mir: „Es war eine kleine Majestätsbeleidigung.“ Wie habe ich unseren treuherzigen, liebenswürdigen württembergischen König beleidigt? Die Lübinger Gemeinde hatte Luther gefeiert, wobei der Vorsitz mir gegeben worden war, und der Redner hatte uns die Einführung der Reformation in Württemberg erzählt, wobei unvermeidlich die unheilvollen Beziehungen zwischen Württemberg und dem Wiener Hof zur Sprache kamen. Damit waren Verhältnisse berührt, die mir auch im Blick auf die Gegenwart Sorge machten, und ich rief, als ich das Schlußwort zu spre-

chen hatte, lebhaft in den Saal hinein: „Wir wollen keine Österreicherei.“ Das war „die Majestätsbeleidigung“. Hatte ich aber nicht recht, wenn ich die Wiener Hofburg als einen finsternen Ort fürchtete, aus dem viel Unheil über Deutschland gekommen ist, und in der Weise, wie die Habsburger regierten, ein besonders deutliches Beispiel für jene selbstsüchtige Regierungskunst sah, die in den Interessen der regierenden Familie ihren höchsten Maßstab hatte? Der kleine Vorgang stieg wieder in meiner Erinnerung auf, als ich den König nach 1918 als Privatmann durch die Straßen Lübingens gehen sah. Nun hatte ihm die unlösliche Verbindung unserer Fürsten mit den Habsburgern den Verlust des Königtums gebracht. Als wir, der Politik Bismarcks folgend, die ganze Kraft unseres Volkes für die Stützung der Wiener Hofburg einsetzten, versanken unsere fürstlichen Häuser.

Von Sommer zu Sommer befestigte sich nun die Erwartung des Kriegs. Wenn ich in jenen Jahren regelmäßig im Sommer mit hellem Jubel in die schweizerischen Alpen ging, so geschah es mehrmals mit der lastenden Befürchtung, ob wohl der Sommer ohne die kommende große Erschütterung zu Ende gehe. Dann knallte jener Schuß, der den österreichischen Thronfolger tötete und das Vorspiel zur Beseitigung der Habsburger wurde. Als ich am Abend aus meinem Arbeitszimmer in unser Wohnzimmer trat, teilte mir mein zweiter Sohn, Paul, das Ereignis mit, und ich sah an seinem Ernst, daß er ahnte, daß seine Folgen auch ihn ergreifen werden. Er bereitete damals seine Doktorierung durch eine historische Arbeit über Napoleon vor und war nach seiner Stellung im Heer Vizefeldwebel der Reserve. Die Mobilmachung berief somit auch ihn. Noch gehörte ich aber zu denen, die die Achtung für England und die Dankbarkeit für das Große, was von dort wiederholt zu uns gekommen ist, für den Gedanken unfähig machten, daß sich England wirklich auf die Bahn begeben, die ihm König Eduard gezeigt hatte. Da meine jüngste Tochter an den Missionsdienst in Indien dachte und verabredet war, daß sie in Edinburg in das dortige Missionsseminar trete, gestattete ich noch in den letzten Tagen des Juli ohne Sorge ihre

Abreise nach Schottland mit dem Erfolg, daß, als sie in Schottland landete, England den Krieg erklärt hatte. Ich erzähle dies als Tatbeweis dafür, wie fern uns beim Ausbruch des Kriegs der Gedanke an einen „Weltkrieg“ lag.

Nun kamen die Tage der großen Entschlossenheit, der Tag, an dem ich den Festsaal, in dem ich damals las, leer fand, weil die Jugend heimwärts eilte und sich für den Heerdienst rüstete, der Tag, an dem wir meinen Sohn zum Bahnzug begleiteten, der ihn zu seinem Bataillon führte. Ich sah ihn im Oktober wieder im Lazarett von Gernersheim, nachdem ein Granatsplitter ihm die Schulter zerschmettert hatte. Als die Verblutung eingetreten war, fuhr ich mit seinem Sarg durch das nächtliche Land nach Tübingen und schrieb auf sein Kreuz: „Unser keiner lebt für sich selbst.“ Der Gedanke, daß mir damit Unrecht geschehen sei, kam nie zu mir. Ich kann freilich mit Grund sagen, daß dann, wenn ich das Anerbieten des deutschen Staats, mir die Lehrarbeit in seinen Hörsälen zu gewähren, ausgeschlagen hätte, das Leben meines Sohns nicht zerstört worden wäre. Ob aber der völkische Verband durch die Geburt oder durch die eigene Wahl und die Führung des männlichen Lebens zustande komme, ergibt nur einen untergeordneten Unterschied. Er verdunkelt den Tatbestand nicht, daß wir mit allem, was wir sind, aus unserem Volk herauswachsen, und damit steht das Recht des Staats fest, von seinen Gliedern auch das Leben zu fordern.

Seit der Wendung des Kriegs im Oktober 1914, seit nach der Schlacht an der Marne die deutsche Heeresleitung von der Nordsee bis zur schweizerischen Grenze den Burggraben schuf, der zwar unseren Boden sicherte, aber zugleich die Entscheidung des Kampfs in die Ferne schob, gingen unsere Gedanken¹ oft zur Frage hin, wie wohl der Friede erreichbar werde. Von einer Kriegswut, die den Krieg um des Kriegs willen führte, waren wir nicht angefochten; ich habe sie auf der deutschen Seite nirgends gesehen. Wir wollten

¹ Ich verlebte die Kriegsjahre gemeinsam mit meinem älteren Sohn, der in Tübingen ein Pfarramt verwaltete und den die Kirche für unentbehrlich erklärt hatte.

den Krieg entschlossen und führten ihn durch die Hingabe unserer Söhne, durch die Beschränkung unserer Nahrung und durch die Preisgabe unseres Besitzes; wir führten ihn aber um des Friedens willen. Schon längst war es mir deutlich geworden, daß die Regel Jesu, durch die er unserer Liebe die Vollendung gibt, so daß sie auch den Feind umfaßt, für uns die größte Wohlthat ist, und daß sie mit seinem Heilandsamt ebenso untrennbar verbunden ist wie die Regel, daß wir unseren Nächsten lieben. Jetzt aber, als jedermann unser Feind geworden war, jedermann dazu mithalf, daß wir hungern mußten und unsere Jugend getötet wurde, zeigte uns das Wort Jesu in neuem Glanz seine Herrlichkeit. Es half uns dazu, daß wir niemand schändeten, niemand verderben wollten und die Waffen nur darum handhabten, weil wir dem Gebot des Herrn gehorsam unsere Nächsten liebten und für das Leben und das Recht unseres Volkes alles, was wir hatten, hingaben. Der Verkehrung des Wortes Jesu in den Satz: „Du sollst deinen Nächsten hassen, schutzlos lassen und verraten und deinen Feind lieben“ widerstand ich im Verkehr mit den Studierenden mit Beharrlichkeit, und ich hatte und habe im Blick auf meine Auslegung ein gutes Gewissen. Freilich bleibt die Erinnerung an jene Sprechstunden mit einem stechenden Schmerz verbunden, z. B. an jene, da ein zarter, zum Heerdienst wenig vorbereiteter, nach innen gewendeter und reich begabter Junge vor mir saß und mich fragte, ob er dem Gebot Jesu gehorsam bleibe, wenn er zur Armee gehe. Ich sagte ihm, er gehorche Jesus nicht, wenn er den Feind so liebe, daß er den Nächsten verderbe. Am nächsten Tag kam er noch einmal und sagte, er habe eingesehen, daß ich recht habe. Er ging zum Heer und fiel.

Bei diesen schwersten Entschlüssen hat mich die Wahrnehmung tief erquickt, daß das richtige Verhalten an der einen Stelle unser ganzes Verhalten richtig macht. Geben wir wirklich unsere Liebe unserem Nächsten, so ordnet sie auch unser Verhalten gegen unseren Feind. Formeln wie die „Kollision der Pflichten, zeitweilige Aufhebung des sechsten Gebots, zeitweilige Aufhebung der Bergpredigt“

hatten für mich keinen Sinn. Hätten wir den Franzosen, die nach dem Raub des Elsasses begehrten, die Liebe, die wir ihnen schuldeten, erwiesen, wenn wir ihnen ihren Raub ohne Widerstand gestattet hätten? Wäre es für England heilsam gewesen, wenn es uns unsere Kolonien nehmen durfte, ohne sie mit dem Blut seiner Jugend bezahlen zu müssen? Es ist für die Völker nicht heilsam, wenn sie rauben können, ohne daß sich ihnen jemand widersetzt. Als nach dem Eintritt Englands in den Krieg das Gebet: „Gott, strafe England!“ durch das ganze Deutschland fuhr, hat es auch mich berührt. Damit aber, daß wir dasselbe taten, was die alttestamentlichen Männer getan haben, die in ihrem Psalter den richtenden Gott anriefen, wenn ihre Feinde sie zertraten, nahmen wir das Gericht über Englands Schuld nicht in unsere Hand und machten uns nicht selbst zu ihrem Rächer, sondern hielten fest, daß der das Schicksal Englands ordne, der allein gerecht richtet und dessen Gericht sich nie von seiner Gnade trennt, ohne die wir überhaupt nicht beten können oder nur so beten könnten, daß wir unsere eigene Verschuldung vergäßen.

„Dennoch,“ warnte einer der schweizerischen Freunde, „war jenes Gebet eine Verirrung.“ War es wirklich eine Verirrung, daß uns das Verhalten Englands im Krieg und vollends beim Friedensschluß als schuldhaft erschien? Oder war es eine Verirrung, daß wir daran festhielten, daß „sich jede Schuld räche“ nach Gottes Ordnung? Ich weise aber jene Warnung keineswegs mit einer raschen Handbewegung ab. Im Gegenteil, die Gefahr, die jenes Gebet in sich barg, trat in den Jahren nach dem Frieden deutlich in meine Erfahrung. Aus dem Abscheu vor der englischen Kriegsbeute entstand unüberwindlich die Erwartung, daß die Kriegserfolge für England bitter seien. Darum erweckten Amerikas Überlegenheit, Asiens Ringen um Unabhängigkeit, Männer wie Gandhi und Sun Yatsen, eine Teilnahme, die ich nicht selbstlos nennen darf. Die größte Gefahr für England sehe ich in seiner Bindung an Paris. Was ich von unserer Geschichte sehe, zeigt mir, daß die Abhängigkeit von Paris immer ein Unsegen war. Was hat die Genfer Kirche zerüttet?

Paris. Was hat unsere deutschen Fürstenhöfe ruiniert, was dem Zaren und der russischen Gesellschaft die Vernichtung bereitet? Was verdirbt uns den Parlamentarismus? Immer sind es die französischen Einflüsse, die Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit verbreiten. England sehe sich vor, daß ihm seine Verbindung mit Paris nicht sein Volkstum zersehe. Das ist aber die fortdauernde Kriegsnot und Kriegsschuld, daß sich kein Volk am Gedeihen des anderen zu freuen vermag und jedes darauf wartet, daß sich das andere Unheil und Schwäche bereite.

Damals spähten unsere Blicke unverwandt nach dem Frieden, dachten aber dabei nur an zwei Möglichkeiten, entweder an den Frieden des deutschen Siegs, von dem wir die endgültige Beseitigung des Unfriedens erhofften, mit dem uns Frankreich beständig quälte, oder an den Frieden der Erschöpfung, die alle Kämpfenden zum Ruhen zwingt. Ungeduldig bohrten sich die Gedanken oft genug in die Zukunft hinein, dachten aber nie an die dritte Möglichkeit, an die, die dann kam, daran, daß unser Heer die Waffen wegwerfen und nach Hause laufen könnte. Nicht einmal im Sommer 1918, als man in Tübingen in den Lazaretten und auf den Gassen schon unverhohlen von der Revolution reden hörte, kam dieser Ausgang deutlich vor meinen Blick. Der Ausgang zeigte, daß wir uns, angeregt durch die tapfere Haltung des Volks beim Ausbruch des Kampfs, mit Illusionen geholfen und uns die innere Armut unseres Volks, das nur die sinnliche Begierde in sich trägt, und seine Fesselung an die eigensüchtigen Gedanken, die ihm nichts als das eigene Glück teuer machen, noch nicht deutlich genug vorgehalten hatten. Der Ausgang zerschlug unsere Illusionen und wurde eben dadurch für uns segensreich. Denn die Vernichtung unserer Illusionen ist ein Werk der göttlichen Gnade. Bedarf unsere Liebe nicht des Anblicks der Not, an dem sich die Glut der Barmherzigkeit entzündet? Wird sie ohne ihn nicht matt? Der Anblick der Not unseres Volks wurde uns damals reichlich geschenkt, als daheim jedermann „hamsterte“ und draußen im Feld bei Ungezählten ihre völlige innere Verarmung sichtbar wurde. Damit aber der Anblick der Not

uns heilsam werde und die Barmherzigkeit erwecke, müssen zuerst die Illusionen zertrümmert sein.

Es kamen jetzt die dunkeln Tage, in denen Splitter des zerbrochenen Heers auch durch Tübingen zogen, zum Teil mit bekränzten Geschützen, als wäre ihr Marsch nach Hause eine ruhmvolle Tat. Nun bekam mein Anteil am Staat einen neuen Inhalt; denn nun wurde er zum Mitleiden mit der Schuld unseres Volks. Nicht 1914, nicht der Anfang des Kriegs, wohl aber 1918, sein Ende, brachte mir dies. Es kostete mich aber keine Anstrengung, in dem, was geschah, unsere gemeinsame Schuld, auch die meine, zu erkennen, und dadurch wurde meine Verbundenheit mit unserem Volk vollends befestigt. Denn gemeinsame Buße eint. Ich mache mir aber mit lebhafter Reue deutlich, daß auch ich die schweren Ereignisse von 1914—1918 nötig hatte, damit mein Anteil an unserem Staat den heißen Ernst der Buße erhielt.

Wie kam es denn, daß die württembergische Regierung wehrlos und spurlos versank? Das Haupt der Regierung war Weizsäcker, der Sohn des Theologen, der im theologischen Unterricht der Tübinger Fakultät und in der Verwaltung der Universität lange Zeit an der ersten Stelle stand. Im Sommer 1874 ging in Tübingen einmal ein starker Platzregen nieder, abends 4 Uhr, zu der Stunde, in der der Vater Weizsäcker seine Vorlesung halten sollte. Er ließ den Regen vorübergehen und wir warteten geduldig auf ihn. Als er endlich kam und das Katheder im Stifts-saal erreicht hatte, wischte er einige Tropfen von seinem Hut weg und erklärte die Verspätung mit den Worten: „Ich mußte mir die nötige Trockenheit bewahren.“ Sein Scherz grub sich in die Erinnerung ein, weil er den Kern der Sache traf. Weizsäcker hielt in der Tat „Trockenheit“ für ein unentbehrliches Merkmal seiner Theologie. Damit sie trocken bleibe, hielt er sie von jeder Berührung mit unserem inwendigen Leben fern. Sie verlangte nach seinem Urteil Scharfsinn, Wissen, kritischen Mut, Klugheit, Eigenschaften, die er in hohem Maß besaß. Was bedurfte es denn noch mehr? Wozu sollte es nötig sein, daß der theologische Unterricht den Menschen fasse, seinen

Willen bewege und seine Liebe erwecke, damit sie die Kraft der Arbeit sei und sie froh mache? Der Gescheite gewinnt den Erfolg. Auch der Sohn, der Ministerpräsident, war flug und gewandt, so daß er sich lange in seiner Stellung behauptete. Mußte aber aus einer vertrockneten Theologie nicht notwendig eine vertrocknete Politik entstehen, eine Politik, die nichts anderes als Klugheit war, die uns, das Volk, nicht erfaßte, uns, dem Volk, kein Ziel zu zeigen hatte und keine Liebe in uns wach machte? Und doch verlangte der Staat damals von uns allen die letzten Opfer. Da war für den lediglich rationalen Staatsbetrieb kein anderer Ausgang möglich, als daß er spurlos versank. Ich habe jetzt zwei Eigennamen genannt, Weizsäcker, den Vater, den Theologen, und Weizsäcker, den Sohn, den Politiker; ich nenne sie aber nur als Beispiele für das, was unser aller Verhalten war und unsere gemeinsame Geschichte schuf. Um in einer Not, wie sie uns damals traf, aufrecht zu bleiben, hätten wir mehr haben müssen als eine vertrocknete, verdorrte Theologie. Ein mit der Jugendbewegung verbundener Kreis hatte mich eingeladen, ihm Paulus verständlich zu machen. Ich tat es mit den mächtigen Worten, durch die Paulus der Christenheit ihr Ziel gezeigt hat, Röm. 12, 1—3. Aber das Gespräch verweilte nicht lange bei Paulus; denn Goethe erschien. Einer der Anwesenden erzählte von seinen Goethestudien und damit waren wir bei einer Deutung des Lebens, die von der des Paulus völlig verschieden war. Waren wir aber nicht eben dadurch auch bei der Not der Gegenwart? Von Weimar ist Braunschweig nicht allzuweit entfernt. In Weimar war Goethe nebenbei auch Minister; in Braunschweig war damals eine einstige Waschfrau Minister für den Kultus und den Unterricht. Oder ist es eine Barbarei, diesen „Minister“ mit jenem gleichzeitig zu nennen? Den jungen Frankfurter Poeten machte der Wille des Herzogs zum Minister; ob er regieren konnte und wußte, was für unser Volk geschehen mußte, kam nicht in Frage. Das Amt gab ihm den Unterhalt und die Würde des Amts war ihm angenehm. Die Waschfrau machte der Wille der Partei zum Minister; ob sie wußte, was Kultus und Erziehung sei, war gleichgültig. Sie griff

gern nach der Macht und dem Gehalt. Das sind nicht nur den Zeit nach einander folgende, sondern ursächlich verbundene Vorgänge. Weil jenes einst in Weimar geschah, geschah dieses jetzt in Braunschweig. Goethes Ministerium ist aber ein Teil unserer nationalen Schuld; denn kein Deutscher stieß sich daran, daß Goethe nebenbei auch noch Minister war.

Wie leicht wurde es aber auch damals uns allen gemacht, uns von jeder hoffärtigen Absonderung vom Volke reinzuhalten! Mit heller Bewunderung sah ich auf die jugendliche Schar, die, vom Krieg heimgekehrt, sofort ihre Studien wieder begann und sich mit tapferer Entschlossenheit zum Dienst am Volke rüstete, und eine tiefe Dankbarkeit empfing ich aus der Wahrnehmung, daß der Riß durch unseren Staat nicht nur ein Trümmerfeld, sondern zugleich Raum für Erwerbungen schuf, die ich bisher für unerreichbar gehalten hatte.

Bei einem festlichen Tag, den der württembergische König feierte, wollten ihn die Kollegen dadurch erfreuen, daß sie ihm den Titel eines Doktors der Theologie erteilten. Ich hatte zwar an solchen leeren, an die falsche Stelle geschobenen Titeln keine Freude, widersetzte mich aber dem Wunsch der Kollegen nicht und verlangte bloß, daß unsere Urkunde den König nicht unseren „obersten Bischof“ heiße. Ich haßte die Verwandlung der Staatslenker in „oberste Bischöfe“ als ein besonders abschreckendes Beispiel für jene Juristerei, die ohne jede Berührung mit der Wirklichkeit aus altem Recht neues fabrizierte. Weil es einmal einen obersten Bischof gegeben hatte, mußten auch unsere Staatshäupter Bischöfe sein, obwohl ihr Amt ausschließlich ein staatliches war. Damals war ich damit zufrieden, daß der falsche Titel aus einer einzelnen Urkunde entfernt wurde, hielt es aber noch für völlig unmöglich, das geltende Recht unwirksam zu machen. Nun ist das, was ich noch für unerreichbar hielt, ein Bestandteil der Verfassung des Deutschen Reichs. War aber die Entstellung der Beziehungen, die den Staat und die Kirche zum gemeinsamen Wirken vereinen, nicht nur ein einzelner Fall, der den Schaden sichtbar machte, der den ganzen Betrieb des Staats hemmte? Hingen nicht alle die tiefen Wunden, die uns quälen, die

Arbeiterfrage, die Zustände der Großstadt und die des Dorfs, der Jammer unserer Rechtspflege, die Armut unserer Schulen und der Riß zwischen der Schule und der Kirche, die Macht des Alkohols und der wilden Erotik, mit jener Verwaltung des Staats zusammen, die im römischen Staat und Recht ihr Vorbild suchte und sich dem Wahn ergab, sie könne durch liebloses Recht und herrischen Machtgebrauch die Volksgemeinschaft herstellen, während sie durch diese Mittel zwar Gewaltherrscher, niemals aber die Volksgemeinschaft schafft?

Im Sommer 1923 stand ich vor dem Schalter, um meinen Gehalt zu beziehen. „Er beträgt für diesen Monat so und so viel Hunderttausende“, sagte der Beamte. „Das ist scheußlich“, antwortete ich. „Sie haben recht“, erwiderte der Beamte, „es ist scheußlich.“ Unsere Entrüstung war begründet. Freilich war die Regierung schwach und vielleicht in der Tat nicht imstande, die Währung und damit das gesamte Volksvermögen zu schützen. Sie war auch ratlos und in den Theorien der Parteien gefangen. Es wirkten aber auch gehässige Motive bei dieser Vernichtung des Kapitals mit. Der Schlag traf ja angeblich nur die Besitzenden. Das war der Vorgang, der es mir am schwersten machte, ein reines, der christlichen Regel entsprechendes Verhältnis zum Staat zu bewahren. Als wir in Bern lebhafteste Kämpfe für und gegen den christlichen Charakter der Schule hatten, erließ der die Schule beherrschende Regierungsrat einen gewalttätigen Erlaß. Da sagte J. Schnell, der von Leidenschaft und Parteilucht gänzlich reine Mann, von dem ich noch zu sprechen habe, mit einem Ernst, der mir in die Seele schnitt: „Er ist ein Bube.“ Es gehört zum Schwersten, was wir tragen müssen, wenn unsere Regenten Buben sind. Mag dem Ausbruch des Kriegs noch so viel Verkehrtes, Selbsttäuschung, Überhebung und dergleichen vorgegangen sein, ein Bubenstück war die deutsche Kriegserklärung nicht; dagegen war es die Vernichtung der Währung. War sie ein Diebstahl? Viele haben das gesagt; ich sagte es nicht. Denn der Staat kann nicht stehlen. Verlangt er das Leben, so mordet er nicht, und nimmt er das Eigentum, so stiehlt er nicht. Es gibt ja kein

gesichertes Eigentum ohne den Staat. Aber mit der von Auflehnung freien Beugung unter die Macht des Staats ist das Urteil über die Richtigkeit seines Verfahrens nicht eingestellt. Und dennoch, trotz aller Empörung über die Torheit unserer Regenten, trotz alles Mitleids mit den vielen plötzlich Verarmten, trotz der Unsicherheit, die der Vorblick auf die Zukunft der Meinigen dadurch erhielt, — ich kann für das, was mir die sogenannte „Inflation“ brachte, nur dankbar sein. „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden,“ ich hatte doch bisher zu diesem Wort Jesu ein gebrochenes Verhältnis. Gewiß, ich hatte meine „Schätze“ pflichtmäßig gesammelt, da es meine Pflicht war, den Meinigen, deren Arbeit ich für mich in Anspruch nahm, auch am Ertrag meiner Arbeit Anteil zu geben. Ich habe auch nie vergessen, daß „Diebe diese Schätze stehlen können“. Aber es blieb doch Tatsache, daß der Schatz auf Erden uns kräftiger bewegt als der Schatz im Himmel. Nun war der sichtbare Ertrag meiner Arbeit verschwunden, und ich hatte nichts anderes mehr als das, was Jesus den Schatz im Himmel genannt hat, Gottes Gnade und das, was sie in unser Leben legt. Ich habe von nun an die Bergpredigt mit reinerem Gewissen vertreten als vorher. Was sollen wir tun, wenn wir keinen greifbaren Schatz mehr haben? Jesus gehorchen und glauben! Alles aber, was uns zum Glauben anleitet, gibt uns auch den Grund zur Dankagung.

Im Sommer 1928 mußten wir wieder einmal wählen und diesmal tat ich es froh. Bringt uns das Wählen nur mit dem Kampf der Parteien in Berührung, so kann keine Freude dabei sein. Nun lag aber für den württembergischen Landtag eine Liste des „Christlichen Volksdiensts“ vor, und die Freude am Wählen wurde auch nicht durch den Ausgang der Wahl gedämpft, da sich ein beträchtlicher Teil unserer Bevölkerung zum Christlichen Volksdienst bekannte. Damit trat endlich ein Teil der evangelischen Christenheit aus der Passivität heraus, die sie bisher von der Mitarbeit an den das Schicksal des Volks bestimmenden Vorgängen fernhielt, und die lähmende Tradition, die die Kirche lediglich zur Erhaltung der bestehenden Staatsordnung verpflichtete, war durchbrochen. Früher

stand über dem Streit der Parteien der Monarch mit der Pflicht, den Blick auf das Ganze zu richten und zwischen dem, was jede Gruppe des Volks für sich anstrebt, mit wohlwollendem Urtheil einen gerechten Ausgleich zu schaffen. Nun entbehrte unser Staat die über den Parteien stehende Macht. Gibt es wirklich keine solche mehr? Wenn die Christenheit ernsthaft auf Gott hört und ihm gehorcht, ist sie die Macht, die über den eigensüchtigen Interessen jeder Gruppe steht und ihnen ihr Recht zuteilt. Damit ist der Christenheit ihr politischer Beruf gezeigt. Wie weit damit für die Haltung unseres Landtags und die Maßnahmen der Regierung ein Gewinn erreicht werden kann, wird erst die Zukunft zeigen. Meine Freude entstand vor allem an dem, was damit unsere Kirche empfang. Wie gelähmt war sie, weil ihre Antwort auf die Frage: was sollen wir denn tun? unzulänglich blieb! Eine Antwort gab sie uns freilich seit der Reformation, die unvergängliche Richtigkeit und Wichtigkeit hatte und behält. Sie wies alle Glaubenden an, in ihrem Haus ihren Gottesdienst zu üben. Luthers Katechismus schließt mit der Haustafel. War aber das, was uns obliegt, schon damit vollständig getan, wenn wir eine treue Liebe den Unsrigen gaben? Standen wir nicht im öffentlichen Leben drin und war nicht unser Haus unlöslich zum Gedeihen und zum Verderben an den Gang unseres Volks gebunden? Nun war ernst und für jedermann vernehmlich gesagt, daß wir als Christen unserem Volk verpflichtet sind. Freilich bleibt die Unterweisung, die uns die Kirche gibt, auch jetzt noch lückenhaft. Aber dem Haus und über dem Volkstum steht als reichstes, schwerstes und fruchtbarstes Arbeitsfeld das, das die Kirche ihren Gliedern dann verschafft, wenn sie sie in die Gemeinde stellt. Doch auch hier ist uns schon manche Gelegenheit zu Dienst und Arbeit geschenkt und der Gang der Kirche wird nicht stille stehen.

Doch damit stehe ich bei der Gegenwart, und der in die Gegenwart versenkte Blick wird unvermeidlich zur Zukunft hinübergedrängt. Wer aber auf mehr als siebenzig Jahre zurückblickt, hat gelernt, daß uns das Auge nicht dazu gegeben ist, damit wir die Zukunft durchdringen.

Mein Anteil an der Kirche

Mit dem Erwachen der Beobachtung entstand auch mein Anteil an der Kirche. Denn mein Elternhaus befand sich in derselben, und seine Verbundenheit mit der Kirche war tief und fest, deshalb besonders tief und fest, weil die beiden Eltern sie in verschiedener Weise geregelt hatten. Die Mutter stand mit ernstem Glauben in der reformierten Überlieferung. Den Vater hatte im Zusammenhang mit der Erweckungsbewegung das Bild der neutestamentlichen Gemeinde mit ihrer geschlossenen Gemeinschaft und ihrer Selbständigkeit ergriffen, und er hatte sich mit einigen Freunden zu „einer Gemeinde Jesu in St. Gallen“ zusammengeschlossen. So standen zwei Arten des Christentums vor meinem Blick, die gegeneinander kräftig abgegrenzt und zugleich miteinander in treuer Liebe und inniger Gemeinschaft verbunden waren. Die Mutter erwarb sich ihr inwendiges Leben durch das Hören des göttlichen Worts, weshalb der sonntägliche Kirchgang ein nie versäumter Teil ihres Lebens war. Dazu kam das täglich geübte Gebet, zu dem sie gern die Dämmerung benutzte, wenn es für die sparsam verwaltete Kerze noch zu hell und für die Arbeit zu dunkel war. Zur Lat wurde ihr Gottesdienst in der Weise, wie sie ihr Haus verwaltete. Das geordnete und darum mit Frieden gefüllte, reine und frohe Haus war die Frucht ihres inneren Lebens. Sie war darum das lebendige Gewissen ihrer Kinder, das nie versagte, mochten sie daheim oder in der Fremde sein. Auch der Vater betrieb die Berrichtungen, die ihm in seinem Laden zuſamen, unermüdlich und fröhlich und war wegen seiner heiteren Gütigkeit in der Stadt beliebt. Aber der Erwerb der Summe Geldes, die er der Mutter zur Erhaltung des Hauses verschaffen mußte, blieb für ihn immer ein untergeordneter Teil seines Lebens, der von einem

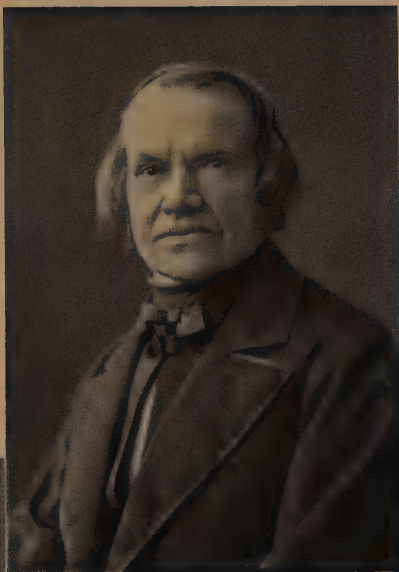
höheren Ziel überragt war, und dieses lag nicht in seinem Haus, sondern war ihm durch seine Mitgliedschaft in seiner Gemeinde verschafft. Dort war er nicht nur der Hörer des Wortes, sondern er verwaltete es auch in eigener Rede, und auch außerhalb der sonntäglichen Versammlungen bildeten die Gelegenheiten zum evangelisierenden Wort die Höhepunkte seines Lebens. Dazu richtete er aber nie öffentliche Versammlungen ein; er sah dagegen in jeder Gelegenheit, einem anderen in persönlicher Berührung die Botschaft Jesu zu sagen, ein großes Geschenk, das er eifrig benützte.

Die verschiedenen Typen, die das Elternhaus mir zeigte, sind der Christenheit beide unentbehrlich. Die Mutter war das Licht unseres Hauses, der Vater ein Salz für seine Gemeinde. Den dritten Typus, der dazwischen steht, den christlichen Volksdienst, zeigte mir meine Jugendzeit noch nicht. Später stellte ihn mein Bruder in gewissem Maß in mein Sehfeld hinein, er, der, obwohl er Kaufmann und Naturforscher war, trotzdem auch noch städtischer Gemeinderat und kantonaler Erziehungsrat gewesen ist. Die politische Gabe, die klare Erfassung der durch die Lage gesetzten Notwendigkeiten, besaß er in hohem Maß, dagegen verwaltete er das christliche Wort nur sparsam und tat seine Arbeit allein ohne Zusammenschluß mit anderen. Es ist auch nicht einzig die Mitgliedschaft in den Behörden, die uns mit der Gelegenheit zum Dienst am Volk beschenkt. Denn wir bewegen das Leben unseres Volks durch alles, was wir tun, und bedürfen dafür bei allem die klare Besinnung und das uns leitende Ziel.

Aus der Stellung der Eltern ergab sich, daß der Vater die Leitung der Kinder der Mutter übertrug, so daß wir mit ihr mit pünktlicher Regelmäßigkeit die staatskirchlichen Gottesdienste besuchten, während der Vater allein in die Versammlung ging. Somit war von jeher, sowie ich zum Denken kam und als ich nachher Student, Pfarrer und schließlich Professor wurde, die Frage nach der Kirche vor mich gestellt.

Fest stand für beide Eltern die Überordnung Jesu über die Kirche. Ihre Gemeinschaft kam dadurch zustande, daß beide im glaubenden Anschluß an Jesus die sie bewegende Regel besaßen. Das gab dem

Mein Vater
Hektor Stephan Schlatter
(1805—1880)



Meine Mutter
Sara Wilhelmine,
geb. Steinmann
(1819—1895)

Vater seine Freiheit, die er der Mutter und uns Kindern nicht nur gestattete, sondern freudig bereitete; er sah in Jesus den, der uns die göttliche Gnade bringt, und im Zutritt zu ihm das, was uns ihrer theilhaftig macht; und aus derselben Quelle stammte die Freiheit der Mutter, mit der sie nicht auf den Vater herab-, sondern zu ihm empor sah und uns Kinder völlig davor beschützte, daß irgendwelche Geringschätzung auf den Vater fiel, weil er andere Wege ging als wir und andere als die Stadt. Der Vater freute sich daran, daß die Mutter in die Kirche ging, die er verlassen hatte, und die Mutter freute sich daran, daß der Vater in die Versammlung ging, die wir nie besuchten. Denn beide werteten die Ordnungen der Kirche als das Mittel und sahen in der Verbundenheit mit Jesus unser Ziel. Sich an den anderen zu freuen, weil sie anders sind als wir, — ich habe das erst spät gelernt und hätte es doch von Anfang an lernen können, da ich es an den Eltern sah und auch sah, warum sie einander nicht nur duldeten. Wenn wir uns bloß an dem zu freuen vermögen, was die anderen mit uns gleichartig macht, so regiert immer noch unsere Eigensucht unseren Verkehr. Wenn wir dagegen den Reichtum Gottes vor Augen haben, den unerschöpften, der es völlig unmöglich macht, daß die Grenzen meines Lebens auch die Grenzen seiner Gaben seien, dann kann es uns tief erfreuen, daß die anderen nicht an die Schranken gebunden sind, die uns gesetzt sind, und das empfangen, was nicht auf unserem Wege liegt.

Die Weise, wie wir uns das Verhältnis Jesu zur Kirche denken, bestimmt die ganze Haltung unserer Frömmigkeit. Entweder wird Jesus als die Voraussetzung für die Kirche geschätzt, als die Bedingung, durch die sie entstanden sei, wodurch die Kirche zur Verwalterin der göttlichen Gnade für uns wird, oder Jesus gilt uns als der, der uns Gottes Gnade durch die ihm dienende Arbeit der Kirche gewährt. Mir wurde durch das Elternhaus die Kirche als das Werk und Werkzeug Jesu gezeigt.

Damit war die Kirche über den Pfarrerstand hinaufgestellt. Den Vater machte sein Christenstand von der Geistlichkeit unabhängig und er verhinderte auch in seiner kleinen Gemeinschaft grundsätzlich

die Errichtung eines geistlichen Amts. Die Mutter hing mit großer Verehrung an dem Geistlichen, dessen Predigt sie sonntäglich stärkte; aber sie hielt den Weg des Vaters deshalb nicht für verwerflich, weil er ihn nicht mehr zum Geistlichen führte. Von meinem Elternhaus aus gesehen, stand der Pfarrer in der Gemeinde, nicht jenseits derselben in jener Einsamkeit, die die Kirche nur noch in seiner Person und seiner Tätigkeit sichtbar macht. Wenn die Mutter mit Freude in mir den künftigen Pfarrer sah und der Vater dazu gern seine Zustimmung gab, so dachten sie dabei nicht an den Glanz amtlicher Würde, sondern einzig an die Herrlichkeit des Dienstes, den wir im Auftrag Jesu üben dürfen.

Die Kirche, in die ich durch meine Jugend hineingestellt bin, hatte also weder Priester noch Tempel und Altar. Ich war dadurch für das Verständnis Jesu und der Apostel vorbereitet, die den alten Tempel verließen und keinen neuen bauten, weil ihnen Gottes Gnade in Christus gegenwärtig war, die auch keine Priester weihen, die sich zwischen Gott und die Gemeinde stellen, sondern das priesterliche Werk der Gemeinde übertrugen, die in der gnädigen Gegenwart Gottes lebt. Ich sagte darum auch der Jugend, die mich hörte: euer Beruf ist nicht, Priester zu werden; ebenso wenig habt ihr Rabbinen zu werden; euer Amt stellt euch nicht über die Gemeinde, sondern in sie. Das stand freilich zu dem, was in der Christenheit weithin üblich ist, in einem tiefen Gegensatz.

Als ich in Zürich Pfarrer war, half ich an einem Sonntag meinem Freund Edmund Fröhlich, der in der freien Predigtstätte St. Anna das Wort verwaltete, aus. Als mein Name für die Predigt in St. Anna angezeigt war, warnte mich einer meiner Kirchenvorsteher mit besorgtem Ton vor solchen Torheiten; ich verderbe, sagte er, dadurch meine Karriere. Ich staunte ihn nur belustigt an. Karriere! Als Pfarrer Karriere machen, das war ein Begriff, der mir in meiner Jugend völlig fremd geblieben ist.

Nach dem, was mir das Elternhaus gewährt hat, konnte ich nie anders als mit der tiefsten Dankbarkeit in der Kirche stehen. Ich habe volles Verständnis dafür, daß Tausende in unserem Volk mit

ähnlichen Empfindungen auf die Kirche sehen, wie sie etwa ein Kind hat, das eine Rabenmutter und einen niederträchtigen Egoisten zum Vater hatte, und ihr sagen: Du hast mich nicht genährt und nicht geleitet, sondern ließeſt mich darben und verkommen. Ich aber war für immer zum dankbaren Glied der Kirche gemacht; denn von ihr empfingen die Eltern ihre Verbundenheit miteinander, die uns Kindern unser Paradies bereitete, und auf den Wert der Kirche fiel dadurch nur noch helleres Licht, daß beide Eltern ihr mit großen Opfern dankten. Damit sie Glied der städtischen Kirche bleibe, trennte sich die Mutter vom Vater in seinen religiösen Zielen, und der Vater verzichtete auf die Teilnahme der Seinigen an seiner Gemeinde, der er seine immer dienstfertige, durch nichts zu erkältende Liebe erwies. Jedes Opfer hat Schmerzen bei sich, auch das, das die beiden Eltern in Kraft ihres Glaubens vollzogen; aber jedes Opfer wirkt auch seinen Segen. Wir Kinder hatten ihn darin vor Augen, daß der verschiedene Anteil der Eltern an der Kirche ihre innige Gemeinschaft, die nicht nur durch die Natur, sondern auch durch den Geist begründet war, nicht hemmte, sondern vertiefte. Helles Licht fiel dadurch auf das Werk Jesu, des Schöpfers der Kirche, auf ihr Wesen und ihre Notwendigkeit.

Niemals konnte aber mein Anteil an der Kirche nur in der untertänigen Zustimmung zu ihrem Verhalten und in der konservativen Bewahrung der vorhandenen Zustände bestehen. Weil mein Elternhaus eine tatsächliche, aktive Kritik der Kirche war, wurde meine Mitgliedschaft in ihr zu einem ununterbrochenen, vorwärtsdrängenden Stoß und Kampf. War es richtig, wenn das, was der Vater wollte, nur durch den Austritt aus der Kirche möglich wurde? Durfte sie das Verlangen nach christlicher, nicht nur staatlicher Gemeinschaft abweisen? Muß sie es nicht vielmehr erzeugen, und darf es nicht über das hinausgehen, was die Kirche bisher dadurch gewährte, daß uns ihre Glocken sonntäglich zur Predigt versammeln? Trennt das Abendmahl im engverbundenen Kreis, wie es der Vater jeden Sonntag hielt, und die Taufe, die er als Mann mit dem Bekenntnis seines Glaubens begehrt und empfangen hatte, mit Recht von der Kirche?

Gleichzeitig umfaßte sie ohne Bruch weit voneinander entfernte Formen der Frömmigkeit und heftig miteinander streitende Theologien. Das Gesangbuch, aus dem wir in meiner Jugend sangen, war rationalistisch, während gleichzeitig auf der Kanzel ein Pfarrer stand, dem die Erweckungsbewegung seine Theologie gegeben hatte, und neben ihm eroberte damals mit lautem Siegesjubiläum die religiöse „Reform“, die mit den Gedanken der Hegelschen Philosophie arbeitete, die Kanzeln der Stadt. Wenn die Kirche die Gemeinschaft auch da gewährte, wo die Frömmigkeit aus vor- und unterchristlichem Grund erwuchs, durfte sie sie da versagen, wo im ernstesten Gehorsam gegen das Wort Jesu gehandelt wurde? Mein Vater gab die Gemeinschaft allen, von denen er sah, daß ihr Blick auf Jesus gerichtet war; er gab sie mir, auch als ich landeskirchlicher Pfarrer war. Die Kirche mußte sie ihm dagegen verweigern um des Gesetzes willen, unter dem sie stand. Wenn aber das Gesetz die Macht ist, die uns fromm macht, so greift das in die innersten Bewegungen unseres Lebens hinein. Kann sich ein vom Gesetz geformter Christenstand zur Gerechtigkeit des Glaubens bekennen und kann er nach der Liebesregel Jesu handeln? Die Geschichte meiner Jugend beschenkte mich daher mit den tiefsten Fragen. Unsere Berufung zum Glauben begründet unseren Verkehr mit Gott in der Wahrheit. Erzeugt nicht das Gesetz unvermeidlich den Schein? Da uns mit der Richtung des Glaubens auf Jesus die Liebe gewährt wird, macht er uns frei. Wie schafft das Gesetz für die Freiheit der Liebe den Raum? War die Herrschaft des Gesetzes in der Kirche nicht damit gegeben, daß sie sich ohne Unterscheidung mit dem Staat geeinigt hatte? Denn der Staat besteht durch das Gesetz.

Die Herrschaft des Gesetzes ergab die Ohnmacht des Amtes. Derselbe Pfarrer, unter dessen Kanzel wir sonntäglich mit Andacht und Dankbarkeit saßen, gab uns zwölf- und dreizehnjährigen Jungen in der Schule Religionsunterricht, und hier war er zu meinem Erstaunen völlig ohnmächtig. Er bändigte die tobende Schar nicht. Warum denn nicht, obwohl er predigen konnte? Das war das einzige, was er konnte. Er kam nicht zu uns, stand nicht unter uns,

sondern es blieb eine weite Entfernung zwischen ihm und der vor ihm sitzenden Knabenschar, und sein Wort tönte wie „ein kategorischer Imperativ“ aus der Höhe zu uns herab und fuhr an uns vorbei. In den sechziger Jahren gab es in St. Gallen einen kleinen Anfang zu einem Jugendverein. Einige junge Handwerker kamen an einem Abend zusammen, um miteinander die Bibel zu lesen, und mein Bruder und ich waren auch dabei. Der Versuch gelang aber nur kümmerlich, da wir den Weg zueinander nicht fanden. Nachdem wir uns bemüht hatten, uns für das Schriftwort zu öffnen, ging jeder wieder seinen eigenen Weg, und kein Geistlicher dachte daran, uns zu helfen. Ihre Fürsorge für die städtische Jugend bestand noch einzig darin, daß sie zu einem Predigtgottesdienst verpflichtet wurde, der den Geistlichen nur auf die Kanzel, nicht aber in Berührung mit der Jugend brachte. Wenn mein Bruder und ich dennoch an unserem kleinen Verein festhielten, obwohl uns das Elternhaus die Bibel reichlich gab und vollends der Sonntag die Gottesdienste häufte, — kam darin nicht dasselbe Verlangen zum Durchbruch, das den Vater zur Gründung seiner Gemeinde geführt hatte? Suchten wir damit nicht die Gemeinschaft, durch die wir uns füreinander öffneten?

Von den zahlreichen Predigten, die ich als Knabe hörte, hat mich eine einzige mit unauslöschlicher Erinnerung durch das Leben begleitet, die Einleitung zu einer Osterpredigt, die mit dem Satz begann, daß der Zweifel an der Auferstehung Jesu ein Beweis für die Größe des hier Geschehenen sei, weil der Zweifel gerade an den großen Werken Gottes entstehe, wie die Wespen nur saftige Früchte benagten. Die das ästhetische Empfinden verletzende Geschmacklosigkeit dieser Vergleichung hat zur unvergänglichen Wirkung dieser Predigt beigetragen, und dies fesselte später meine Aufmerksamkeit. Mein verstorbener Kollege Wurster sprach zu meinem siebenzigsten Geburtstag über das Verhältnis meiner Predigt zur Ästhetik und merkte an, daß sie gelegentlich das ästhetische Empfinden verletze. Ich habe dies in der That gelegentlich mit Absicht getan. Denn der ästhetische Genuß macht wie jeder Genuß weich, während die Ver-

wundung des ästhetischen Empfindens das Wort kräftig in die Seele pressen kann. Ich sage das nicht, um die methodische Pflege der Geschmacklosigkeit zu empfehlen, bitte aber die Künstler auf der Kanzel, daß sie auch auf die schwächende Wirkung ihrer Ästhetik achten. Jene Predigt grub sich aber nicht nur der Form wegen in mich ein, sondern deshalb, weil sie vom Zweifel sprach und damit über die Grenze hinüberschaute, die das Gesetz aufrichtete. Dieses gab allen zur Osterpredigt Versammelten als die von allen nicht nur zu erfüllende, sondern auch wirklich erfüllte Pflicht auf, an die Auferstehung Jesu von den Toten zu glauben. Das war auf Grund des kirchlichen Gesetzes angeblich der Besitz aller, auf den nun der Redende seinen Verkehr mit der Gemeinde gründete. Er setzte „den Glauben“ voraus. Jetzt dagegen erschien, freilich nur in der Einleitung, die Tatsache, daß viele zweifelten, und dies gab dieser Predigt eine überraschende Neuheit, die sie mir unvergeßlich machte. So bot sie mir eine Beobachtung, selbstverständlich nur eine von vielen, die mich zu der Regel führten, daß unsere Gottesdienste dazu da seien, unseren Glauben zu begründen, nicht nur dazu, ihn zu fordern oder vorauszusetzen. Dieses ist die Sprache des Gesetzes, jene die des Evangeliums.

Ich heiße aber deshalb, weil mein Gedächtnis nicht einzelne Predigten festhielt, meinen Kirchenbesuch nicht nutzlos. Ich weiß auch aus unserer Hausandacht nichts einzelnes mehr. Ich heiße aber die ganze Haltung unseres Hauses, unser Zusammenleben mit den Eltern und mit den Geschwistern samt allen seinen reichen Erträgen, unmöglich, wenn der Sonntag leer geblieben wäre.

Neben der Predigtanstalt, die die Reformation der Stadt gegeben hatte, besaß unser Kreis auch das, was die Erweckungsbewegung hervorgebracht hat. Den Missionsgedanken vertrat der Schwager des Vaters, Daniel Schlatter, mit Kraft. Er war in früheren Jahren zu den mohammedanischen Tartaren der Krim gegangen, ganz aus eigenem Antrieb ohne Anschluß an eine ihn sendende Gesellschaft, und ohne sich auf einen aus der Heimat ihm gesendeten Gehalt zu stützen. Er wollte ganz mit seinem Stamm leben und er-

nährte sich dadurch, daß er mit ihnen ihre Arbeit, die Pflege ihrer Herde, tat. Es ging lange Zeit, bis die Drohung, er werde getötet werden, wenn er von Jesus spreche, unwirksam wurde, und auch dann kam es zu keiner Taufe. Er lehrte, als er urteilte, er habe für seine Freunde getan, was er konnte, in die Vaterstadt zurück und war ein Glied der Gemeinde, zu der auch der Vater gehörte. Ich meina nicht, daß diese Weise, als Christ mit den anderen Religionen in Verkehr zu treten, die einzig richtige sei. Allein der christliche Kamelhirt beim mohammedanischen Stamm verwirklichte doch ein Missionsideal, das ergänzend zum gewöhnlichen Verfahren hinzutritt, nach dem nur Prediger ausgesandt wurden, die mit dem Evangelium auch die Europäisierung der anderen Völker einleiteten.

Eine andere Wirkung der Erweckungsbewegung war die zur Verbreitung der Bibel geleistete Arbeit. Der Vater verwaltete eine Niederlage der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft und leitete einen Bibelboten, der die benachbarten Gegenden durchwanderte und nicht nur die evangelische, sondern auch die katholische Bevölkerung besuchte. Eine Aufforderung zum Übertritt in die evangelische Kirche lag nicht im Gedankengang des Vaters. War aber nicht der Besitz der Schrift das, was alle Teile der Christenheit verband? und machte sie es nicht dem Katholiken möglich, in seinem Katholizismus das zu erkennen, was von Jesus stammte, somit christlich war? In eigenartiger Weise führte ein Bruder des Vaters, Gottlieb, den Kampf für die Bibel. Nach mancherlei Kreuzfahrten war er als stiller Mann in der Heimat gelandet und lebte nun dem einen Ziel, eine dem Grundtext möglichst nahekommende deutsche Bibel herzustellen. Auch er suchte wie Daniel keinen Anschluß, keine Unterstützung durch andere, sondern druckte so, wie es ihm seine wenigen Mittel verstatteten, die übersehten Bibelteile und gab sie solchen, von denen er wußte, daß ihnen die Bibel teuer war. Sein Unternehmen war in beträchtlichem Maß dem Buchstaben der Bibel geleisteter Gesetzesdienst. Und dennoch, so töricht nach vernünftigem Maß sein Versuch war, so wenig ihm ein Erfolg zuteil werden konnte, ich neige mich

dennoch in dankbarer Verehrung vor seinem Bild. Er nahm den Satz: die Schrift ist Gottes Wort, ernst.

Aber auch die Fürsorge für die Gefährdeten war wenigstens in einem kleinen Anfang begonnen. Der Kreis, zu dem der Vater gehörte, gründete und erhielt ein „Rettungshaus“ für gefährdete Jugendliche, das heute noch besteht und über seinen kleinen Anfang hinausgewachsen ist.

Vor allem aber war das Verlangen nach Gemeinschaft, die auf Grund des Christenstands die Lebensläufe mit ihrem ganzen Inhalt ineinander verflocht, eine Ausstrahlung der Erweckungsbewegung.

Das stand aber alles noch als private Unternehmung einzelner neben der von der Reformation der Kirche gegebenen Verfassung, durch die sie einzig mit der Verwaltung des Worts beauftragt war.

Als ich das kirchliche Amt erworben hatte, bekam mein Anteil an der Kirche dadurch einen neuen Inhalt, daß mich ein zur Reform gehöriger Geistlicher zu seinem Mitarbeiter machte. Im Sommer 1875 befand sich die Kirchgemeinde Neumünster, die sich am östlichen Ufer des Sees unmittelbar an das alte Zürich anlehnt, in starker Schwankung. Die Erhaltung des Pfarramts und der Fortbestand des Religionsunterrichts in den Schulen war durch gewalttätige Beschlüsse desjenigen Teils der Gemeinde, der sich von der Kirche gelöst hatte, gefährdet. Von den beiden Pfarrämtern wollte die Gemeinde das eine aufheben, obwohl sie aus 16000 Menschen bestand und schon der Unterricht der Jugend eine große Arbeitsleistung war, zumal nachdem die Schulbehörde eigenmächtig die Erteilung des Religionsunterrichts in der Schulzeit und in den Räumen der Schule verboten hatte. Die Pfarrstellen waren bisher das Eigentum der „Reform“ gewesen, die Gott als den Urgedanken faßte und in der Pflege idealistischer Gesinnung das Wesen der Religion sah. Sie löste darum den religiösen Vorgang von der Geschichte, auch vom Werk Jesu, ab und mußte folgerichtig bei der Auslegung der Bibel beständig zur lebhaften Polemik gegen sie übergehen.

Deshalb hatten beide Eltern einträchtig die Reform abgelehnt und unser Haus mit unbiegsamer Festigkeit gegen sie verschlossen. Nun



Mit meiner Frau
am Anfang unserer Ehe im Pfarrhaus von Keshvil (1877)

berief der noch übriggebliebene liberale Geistliche von Neumünster mich in die gemeinsame Arbeit mit ihm, und ich folgte diesem Ruf und bemühte mich zusammen mit meinem Amtsbruder um die Erhaltung der Kirchengemeinde.¹ Was führte mich auf diese Bahn? Mir war von Jugend an eingeprägt worden: Du lebst im Volk und für das Volk. Die sittlichen Zustände in der Gemeinde sprachen eine berebte Sprache. Da gab es einen Theologieprofessor, der auch truncken auf die Kanzel ging,² einen Erziehungsdirektor, den man gelegentlich im Straßengraben fand, einen Verwalter eines Gemeindeamts, der sich große Macht verschafft hatte, der öffentlich als Vordellhalter bezeichnet und dennoch mit lärmender Mehrheit in seinem Amt bestätigt wurde. Hier durften die kirchlichen Einrichtungen nicht verschwinden und das Pfarramt nicht zerstört werden. Das Volk war haltlos, wenn die kirchliche Sitte zerbrach.

Die idealistische Religiosität, die die Reform vertrat, war nicht durch die eigenmächtige Phantasterei einzelner, sondern als große Bewegung entstanden, die ihre weit in die Vergangenheit zurückreichenden mächtigen Ursachen in der Kirche hatte. Die Neumünsterkirche, in der ich meinen Dienst zu tun hatte, verkündete schon in ihrer architektonischen Gestaltung das mächtige Fortwirken des Griechentums. Sie hat eine Vorhalle, deren Dach von hohen Säulen, natürlich nach griechischem Muster, getragen wird. Im Inneren hat die Kirche freilich nichts Griechisches, sondern ist ein ungegliederter, leerer Raum; aber bei der Fassade haben den Architekten griechische Erinnerungen heimgesucht. Es war wahrhaftig nichts Neues, daß das, was die Liberalen hatten und verkündeten, nur Theorie war. Das entsprach dem alten Gedanken, der Gottes Werk als die Gewährung von Erkenntnis beschrieb und dem Geistlichen als seine Funktion die Rede zuteilte und sein religiöses Recht auf seine intellektuelle Bildung, auf den Nachweis seines Wissens, gründete. Dar- aus ergab sich aber unvermeidlich, daß die Schwankungen und Ge-

¹ Ich war dort vom August 1875 bis zum Dezember 1876 Diakonatsverweser.

² Da dieser Satz zu Konjekturen, natürlich zu falschen, Anlaß gab, nenne ich den Namen: Volkmar war Bezirkshelfer und mußte als solcher gelegentlich predigen.

gensätze, die unserer nach Theorien suchenden Arbeit anhängen, auch in der Leitung der Kirche und in der Verwaltung ihres Amtes sichtbar wurden. Diese Schwankungen bereiteten unserem Volke unverkennbar eine schwere Not. Aber Not treibt nicht zur Flucht; sie hält fest. Sie ließ sich nicht wegträumen und wegwünschen; denn sie war uns durch unsere Geschichte aufgelegt. Die Not der Kirche wird nur dadurch überwunden, daß sie getragen wird.

Da wir im Denken nur bewegen, was uns gegeben ist, gibt es keine Theorie, die nur Dunkelheit und Leere wäre. Im Glauben an die schaffende Kraft der Ideen machten die Liberalen den Versuch, uns über die natürlichen Vorgänge emporzutragen, die zunächst unser Bewußtsein füllen. Darum wehrte sich auch mein Kollege für den Fortbestand der Kirche und stimmte denen nicht zu, die höhnisch meinten, der weite Raum unserer Kirche gäbe ein hübsches Bierlokal. Darum war auch er bereit, die christlichen Feste und das Mahl Jesu zu feiern, wenn er auch Jesus in weiter Entfernung hinter sich oder unter sich sah. Aber dieser gemeinsame Besitz war nicht stark genug, um eine innerlich wirksame Begegnung zwischen uns herbeizuführen. Ich erinnere mich nicht, daß es zwischen mir und meinem Amtsbruder über die Regelung unserer Geschäfte hinaus je eine theologisch bedeutsame Berührung gab. Auch seine Predigt schuf keine solche, da die Liberalen, wenn sie der Gemeinde den Gottesdienst bereiten sollten, in auffallendem Grade ohnmächtig blieben. Aus ihren abstrakten, von der Wirklichkeit weggezogenen Begriffen erhob sich im Gottesdienst nur eine Wolke tönender Worte und zur Phrase entstellter Rhetorik.

Auch in Bern, als ich neben die zur Reform gehörenden Kollegen trat, gingen wir ohne irgendeine Berührung aneinander vorbei und stießen einander nur gegenseitig ab. Das war Schwäche und mehr als Schwäche, Schuld, die auf beiden Seiten lag. Wenn wir gemeinsam sagten, daß die alte „Bekenntniskirche“, die ihre Gemeinschaft durch die Einheitlichkeit der Lehre herstellte, durch den Gang der Geschichte beseitigt sei, und begriffen, daß unser Gottesbewußtsein, unser Christusbild, unsere Ethik verschieden waren, dann muß-

ten wir mit ernster Bemühung nach dem streben, was die Eltern durch ihre Gemeinschaft miteinander geleistet hatten. Wenn dagegen diese Unterschiede die Gemeinschaft aufhoben, dann zerfiel die Kirche. Sie konnte nicht dadurch bestehen, daß wir einander bloß duldeten.

Die schwere Last, die sofort nach meiner Studentenzzeit auf mich gelegt wurde, gab der Frage tiefen Ernst, ob mich das theologische Studium für sie vorbereitet habe. Eine Vorbereitung für sie war die Kenntnis der philosophischen Geschichte, da die Reform ihr ihren Grundgedanken entnahm, sodann auch die Kritik der Kirche, die der Hauptbestandteil der Kirchengeschichtlichen Unterweisung gewesen war. Aber eine Anleitung, wie wir die Kirche bauen, indem wir zwischen den verschiedenen religiösen Gruppen in unserem Volk den Verkehr und Austausch richtig herstellen, war der Unterricht, den ich erhalten hatte, nicht. Ich mußte mich selbst besinnen, warum ich Gottes gewiß war, warum ich mich vor Jesus als dem Wirker des göttlichen Werkes beugte, warum ich das, was er uns gibt, als unsere Erlösung schätzte. Im Verkehr mit der Gemeinde konnte ich vorerst nichts anderes tun, als daß ich ihr das Christentum beschrieb, nicht das meine, sondern das, das uns die Schrift zeigt. Ich stand hinter dem Text, und meine Arbeit in der Kirche beruhte darauf, daß ihr die Bibel gegeben ist.

Zürich schenkte mir aber noch Größeres als die Arbeitsgemeinschaft mit der Reform, die mich gegen sie verschloß. Durch die Freundschaft, die mir Edmund Fröhlich gewährte, trat die christliche Mystik in mein Sehfeld hinein. Es war ein unvergleichlicher Genuß, Ferientage mit ihm zuzubringen, wenn er, ausgerüstet mit seinem Malfaßten und einem Bändchen St. Martins, an den Vierwaldstätter See oder in ein Alpental ging. Bisher hatte ich gesehen, wie aus dem Christenstand Arbeit wird. Die Mutter gewann aus ihm die Kraft zu ihrer häuslichen Arbeit, der Vater zum stärkenden Verkehr mit den anderen. J. L. Beck, der Tübinger Theologe,¹ hatte zwar einen mystischen Besitz; er trat aber im Lehrsaal hinter seinem Bemühen, Begriffe zu formen, zurück. Nun hatte ich die Wendung

¹ Im Hörsaal Beck's war ich vom Frühling 1873 bis zum Herbst 1874.

des Blicks nach innen und oben vor mir, die aufwärts steigende Liebe, die sich mit Wonne in das göttliche Wirken vertieft und auch vor dem Geheimnis nicht flieht, aber es ebensowenig mit neugieriger Betastung beschmußt, sondern es mit dem zur Anbetung erhöhten Staunen beschaut. Am faßlichsten war mir die gottesdienstliche Weihe in Fröhlichs Naturgenuß, wenn er mit seinen reinen, frohen Augen Form und Farbe in sich hineinsog.

Von der verführerischen Macht der Mystik, die sie dann bekommt, wenn wir ein selbstsüchtiges Begehren mit der Liebe Gottes vermengen, blieb er ganz frei. Im Verkehr mit seiner Gemeinde war er nichts als der Ausleger des Neuen Testaments mit spröder Zurückdrängung seiner künstlerischen Begabung, die er in hohem Maß besaß. Gelegentlich brachte er freilich auch sie in seinen Gottesdiensten zur Verwendung. So blieb mir z. B. seine abendliche Feier des Neujahrstags 1876 für immer das Ideal eines sogenannten liturgischen Gottesdienstes. Wenn er aber sprach, dann war er der seinem Text Gehorsame, ernster Ethiker mit scharfem Bußwort und mit tapferer Handhabung der Liebesregel Jesu. Er gewann durch seine Mystik, mit der er seine Liebe nach oben streckte, auch die Liebe, die die Menschen sucht und ihnen hilft mit einem durchdringenden Blick in ihre Not. Während die Predigten meines Amtsbruders mir sofort verflangen, haften jetzt noch manche Worte Fröhlichs unvergeßlich in mir. Einmal sprach er über Apostelgeschichte 27, über die stürmische Fahrt des Paulus über das Mittelmeer: „So nüchtern behandelte Paulus die natürlichen Dinge.“ Damit befestigte er eine Norm, die nicht mehr wankte. Als er in einem bernischen Gasthof, in dem viel vornehme Welt saß, Kurprediger war und ich ihn dort besuchte, sagte er im Speisesaal mit einem traurigen Blick auf die Gäste: „Menschen zu lieben, die sich nicht lieben lassen, tut weh.“ Wir sprachen einst über Johannes, und er äußerte Bedenken gegen die Herkunft des zweiten Johannesbriefs von Johannes. „Der Heilige Geist,“ sagte er, „kopiert nicht.“ Ich halte seine Anwendung dieses Grundsatzes auf den kleinen Brief des Johannes nicht für richtig; aber der Grundsatz, daß der Heilige Geist nicht kopiert und

uns nicht zur Nachahmung und Anlehnung an Fremdes führt, war von nun an ein mir für immer geschenkter Besitz. Einst standen wir vor der katholischen Kirche in Vignau am Fuß des Rigi, über deren Thür damals mit großen Buchstaben stand: ecce Deus. „Ecce homo“, sagte Fröhlich. Würden die katholischen Kirchenhistoriker noch so glänzend arbeiten und die Regierungskunst der katholischen Prälaten mir die größte Bewunderung abnötigen und die feierliche Stille einer mönchischen Gemeinschaft die Tiefe meiner Seele bewegen, so verlänge mir dennoch das Urtheil Fröhlichs: „Seht den Menschen!“ nicht.

Auch mit Männern, die dankbar nach Bad Boll zum älteren und jüngeren Blumhardt wanderten, kam ich in Fröhlichs Pfarrhaus in Berührung. Er selbst gehörte aber nicht zu diesen Pilgern. Unter der Leitung des älteren Blumhardt beteten sie in Boll eifrig um eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes. „Nicht das ist unsere Not,“ sagte Fröhlich, „daß wir zu wenig Geist haben; unsere Not ist: wir haben zu viel.“ Wann haben wir zu viel heiligen Geist? Wenn wir ihn empfangen, aber ihm nicht gehorchen, wenn er uns das göttliche Wort gibt und wir dasselbe bloß wissen und dozieren, wenn er uns Jesus erkennbar macht und wir unseren Christenstand nur dazu benützen, um unseren eigensüchtigen Willen zu verstärken und zu verschönen. Es blieb im Blick auf die Kirche für immer mein Anliegen, daß sie das, was ihr gegeben ist, wirklich besitze und verwerte. Sonst wird aus ihrem Hoffen und Bitten, das sich nach Neuem und Zukünftigem streckt, ein sündlicher Traum.

Aber auch meine Bauern in Reßwil¹ bekamen für meinen Anteil an der Kirche eine ernsthafte Bedeutung, obgleich meine in der Stadt zugebrachte Jugend und die Universitätsbildung mir den Weg zu ihnen weit machte und ich meine Tätigkeit bei ihnen rasch abbrach. Ich wußte nun doch durch eigene Anschauung, wie groß der Beruf ist, in der Mitte eines Dorfs zu stehen, nicht mit herrischer Gebarung, sondern mit voller Anerkennung der Überlegenheit, die dem

¹ Nach der Erledigung der mir in Zürich gestellten Aufgabe verwaltete ich das Pfarramt in dem thurgauischen Dorf Reßwil vom Januar 1877 bis April 1880,

aufrechten Bauern in der Verwaltung seiner Gemeinde zusteht, und dieser durch die natürlichen Beziehungen eng zusammengeschlossenen Schar jeden Sonntag auch den gemeinsamen Gottesdienst zu bereiten. Das stärkte mich später im Blick auf meine Zuhörer, die ja der Mehrheit nach aus künftigen Dorfpfarrern bestanden, und stärkte mich auch beim Einsturz unseres deutschen Staats. Für mein Auge waren seit Reßwil die dörflichen Genossenschaften der Kern des Volks. Laßt die Industrie auswandern, soweit sie nicht mehr gewinnbringend bei uns arbeiten kann; aber baut die Dorfgemeinden!

Dann führte mich Bern¹ in die Nähe einer wachen, dienstbereiten Christenheit. Elias Schrenk evangelisierte damals im Lande und brachte mit seinem starken Bußwort manche Dorfschaft in Bewegung. Die Lehrerschaft der von der Christenheit unterhaltenen Schulen zählte in ihrer Reihe tüchtige Männer, ebenso die Geistlichkeit. Es ist mir aber ein Anlaß zu besonderer Dankbarkeit, daß ich das Größte, was mir Bern gab, durch einen Juristen erhielt, der beides gewesen war, Verwalter hoher richterlicher Ämter und Akademiker, Historiker des schweizerischen Rechts in Basel, Johannes Schnell. Er zeigte mir den Christenstand in neuer Herrlichkeit. Er war nicht Mystiker wie Fröhlich, auch nicht theologischer Systembildner wie Beck, unfähig zur lauten, das Volk erschütternden Rede, wie Schrenk sie verwaltete, auch nicht geeignet zur Pflege warmherziger, brüderlicher Gemeinschaft, wie mein Vater sie liebte. Der stille Mann, der in seinem Wohltun und in seiner mannigfaltigen Arbeit für das Volk und die Kirche mit dem Wort Jesu verwachsen war, daß unsere Linke nicht erfahren soll, was die Rechte tut, besaß deshalb eine große Kraft, weil er wahrhaftig war, gegen Krümmungen und Künste verwahrt. In seiner Nähe lernte man, was Trauen heißt. Da es zum Werk Jesu gehört, daß er uns in die Wahrheit stellt, damit wir im Licht wandeln, hat der die Kirche noch nicht kennengelernt, der nicht mit deutlicher Wahrnehmung sah, was es heißt:

¹ Nach Bern zog ich Ende April 1880 und lehrte an der dortigen evangelisch-theologischen Fakultät bis zum August 1888.

wahrhaftig sein, und es war mir ein großer Trost, daß mir das ein Jurist zeigte, ein Glied desjenigen Standes, der sowohl in der Rechtspflege als in der Politik so oft der Lüge dient. In einer Weise, die Schnells Verhalten kennzeichnet, brachte er es fertig, daß mich die Erinnerung an ihn nicht verlassen kann. Nach dem Weihnachtsfest 1885 machte er mir einen Besuch und sagte: „Meine Tochter hat mich mit einem neuen Pelz beschenkt; mein alter reicht aber für mich alten Mann noch völlig aus. Ich besann mich, wem ich ihn schenken könne, und ich meine, Sie können ihn tragen. Darf ich ihn Ihnen senden?“ Ich unterdrückte die Frage: „Und das heimliche Tränchen Ihrer Tochter?“ und sagte ja. „Nun aber kein Wort mehr“, antwortete er. Als ich einst in Berlin ein Bildchen brauchte, hängte mir der Photograph dieses Prachtstück um, so daß ein Bild entstand, das zu meiner sonstigen Lebensweise einen ergötzlichen Kontrast herstellt.

Als der große Sprung aus Bern heraus nach Greifswald geschehen war, empfing ich den reichen Segen, den uns das Luthertum bereiten kann. Ich kam nach meinen bisherigen Berührungen mit dem Luthertum mit kleinen Erwartungen. Am Weihnachtstag 1873 saß ich in der Stiftskirche in Tübingen, da ich, um das Reisegeld zu sparen, auf die Teilnahme am häuslichen Fest verzichtet hatte. Einige wenige Männer saßen zerstreut auf der Empore, und auf der Kanzel schob jemand die mächtige Botschaft Jesajas: „Uns ist ein Kind geboren!“, Jesaja 9, 5, hin und her und zankte sich mit ihr; sie war ihm offenbar recht unverständlich und unbequem. Ich fror bei dieser Weihnachtsfeier so, daß ich als Tübinger Student lange nicht mehr in die Kirche ging. Unter uns Studenten erzählte man sich, einer unserer Professoren habe einmal seine Predigt mit dem Satz begonnen: „Wir betrachten heute das Lehrstück von der unsichtbaren Kirche“, worauf nach allen Regeln der Dogmatik bewiesen wurde, daß die Kirche nicht sichtbar sei. War nicht für „die Betrachtung von Lehrstücken“, auch wenn sie weniger verworren waren als das damals behandelte, eine Studierstube der geeigneteren Ort?

Im Februar 1878 machte ich meine Hochzeitsreise durch Deutschland und war einige Tage in Hamburg der Gast eines mit mir verwandten Geistlichen. An einem Nachmittag nahm er mich auf seinen Gängen durch das finstere Hamburg mit; ich war mit ihm in Kellerwohnungen und Hinterhäusern. Am Abend durfte ich ihn auch zum festlichen Mahl bei einem der hamburgischen Pastoren begleiten, bei dem sich die Geistlichen mit feierlichem Ernst darüber unterhielten, wie wohl die christliche Sabbatfeier zu begründen sei, ob sie ihren Grund im Gebot des Dekalogs habe oder aus Gottes Sabbat am Schluß der Schöpfungswoche herzuleiten sei. Ich staunte die Pastoren an: „Kennt ihr denn euer Hamburg nicht?“ Meine Gedanken saßen noch in dem bewohnten Kellerloch, in dem auch am Tage ein Licht brannte, und ich war mir darüber klar, daß die Hamburger damit noch längst keine Sonntagsfeier hatten, daß die Pastoren sie aus dem Dekalog begründeten. In Greifswald war aber nicht nur die Not des Luthertums zu sehen; dort konnte man auch Anteil an seiner Kraft empfangen.

Einer der Schweden, die Deutschland bereisen, um seine kirchlichen Zustände zu studieren, kam vor seiner Heimreise noch nach Greifswald und sagte, er habe während seines ganzen Aufenthalts in Deutschland nirgends die Verkündigung der Gerechtigkeit des Glaubens gehört; er freue sich, daß er sie am letzten Sonntag vor seiner Heimkehr einmal noch gehört habe. Er war in St. Marien gewesen, in derjenigen Kirche, in der ich nun auch am Sonntag saß, wo Hermann Cremer predigte. Für Cremer bestand die Gnade Jesu in der Vergebung der Sünden und der Glaubende war der, der sie besaß. Ihm zuzuhören, wie er diese Gabe der göttlichen Gnade unermüdlich pries, das war Wonne, Hilfe, Reinigung und Kraft. Er machte mir dadurch nicht nur einen bedeutsamen Teil der deutschen Geschichte, die lutherische Kirchlichkeit, hell, sondern führte mich mit eindringender Kraft auch zu einem Teil der Schrift, durchaus nicht nur zu Paulus, sondern vor allem zu Jesus, auf dessen Kreuz dadurch der Blick gerichtet war, so daß der Glaube die Frucht seines Kreuzes beehrte.



Bildnis aus der Berliner Zeit (1893)

Ein Lutheraner wurde ich auch durch Cremer nicht. Die feste und treue Gemeinschaft, die er mir gewährte, entstand nicht dadurch, daß ich mich ihm anglich. Schuldbewußtsein hatte ich schon frühe bekommen und die Vergebung der Sünden war mir schon im Elternhaus gezeigt, und je mehr seither meine Erfahrung der eigenen und der allgemeinen Sündhaftigkeit wuchs, um so deutlicher wurde mir auch der Inhalt des Worts, das uns die Vergebung gewährt. Ohne diese Gabe Jesu wäre kein Zusammenwirken mit Cremer möglich gewesen, gibt es überhaupt keine Kirche. Ich gäbe dem Unterschied, den ich seinem Glaubensstand gegenüber festhielt, einen unrichtigen Ausdruck, wenn ich sagte, Cremers Evangelium habe einer Ergänzung bedurft. Denn es ist möglich, das Werk Jesu als die Gewährung der Vergebung und den Christenstand als den Besitz der Vergebung zu beschreiben, ohne daß sie geschädigt sind. Nötig ist nur das eine, daß die Vergebung wirklich Vergebung sei, nicht die Duldung des Bösen, die uns in ihm erhält, sondern seine Überwindung, die uns von ihm befreit. Der Vergebende tilgt die Folgen unseres Falls und gibt uns die Vergebung dadurch, daß wir aufgerichtet werden, und die Versöhnung mit Gott dadurch, daß er uns Gott untertänig macht mit dem willigen Gehorsam, mit dem uns der Glaube deshalb beschenkt, weil er die Liebe in uns erweckt. Cremer hatte die Erinnerung nicht nötig, daß er nicht in schmerzhaften Gefühle versunken sein Elend studieren dürfe, um sich dadurch in den wohligen Genuß der Vergebung emporzuschwingen; denn ihm war ein starker Wille geschenkt. Wohl aber hat es die Kirche, keineswegs einzig die lutherische, sondern die Kirche in jeder Verfassung nötig, sich zu mahnen, daß sie nicht nur ihren Jammer anstarre und in ihn versinke, sondern sich zum Dienst Gottes entschliesse, und für diesen bekommt sie die Anleitung noch nicht, wenn ihr Gottes Gnade nur mit der negativen Formel, nur als die Wegnahme der Schuld, beschrieben und ihr ihr Ziel nur darin gezeigt wird, daß sie nicht sündige. Die Schrift zeigt uns die positiven Ziele Gottes, seine neue Schöpfung durch die Herrschaft Jesu, die uns in seinen Dienst aufnimmt, und erst dadurch bekommen die ab-

wehrenden Formeln Sinn, und erst dadurch entsteht aus dem Anblick unseres Elends Kraft.

Ich bin oft auf das Urtheil gestoßen, daß mein Unterschied von Cremer und meine Einrede gegen das Luthertum aus reformirter Überlieferung stamme. An die Fortsetzung des alten Zankes zwischen den Lutheranern und den Calvinisten habe ich nicht einen einzigen Augenblick meines Lebens vergeudet. Die Schweiz ist von der Aufklärung vollständig überflutet worden, und was sich ihr widersetzte, war nicht eine Wiederherstellung des Calvinismus, sondern vertiefte Aneignung der Schrift. Ich kam darum mit Reformirtem im exakten historischen Sinn nie in Berührung. Als ich in Zürich war, besuchte ich gern das Pfarrhaus des nächsten Dorfes, in dem ein ernster Calvinist, ein Schüler Kohlbrüggens, das Amt verwaltete. Die aufrechte, tapfere Haltung des Mannes machte mir Freude; seine Theologie blieb mir fremd. Als ich Konfirmationsunterricht zu geben hatte, für den die Wahl des Katechismus völlig bei mir stand, dachte ich nicht an die Benützung des Heidelberger Katechismus, sondern arbeitete mit einer Sammlung von Schriftworten. Auf das alte Genf sehe ich freilich mit großer Ehrfurcht zurück und nenne es einen der schönsten Theile der Christenheit. Aber daraus konnte kein rückwärtsstrebendes Verlangen entstehen; denn das alte Genf ist zerfallen, und ich glaube zu wissen, warum es zerfallen ist.

War es nicht doch blinde Überhebung, daß ich mich vor der Größe Calvins nicht beugte? Seinem Heldentum brachte ich innige Verehrung dar. Als ich einmal einige Ferienwochen in den Bergen des Wallis zubrachte, versäumte ich es nicht, nach Genf zu gehen, um den Hörsaal Calvins zu sehen, diesen herrlichsten Ort in Genf, in dem er seine jungen Franzosen zu ihrem Dienst im schrecklichen Frankreich mit seinen Galgen und Scheiterhaufen rüstete. Ich war ja nur ein schwacher Zwerg neben diesem Riesen und mein Hörsaal ein Spielplatz neben jenem durch heiligen Ernst und sieghaften Kampf geweihten Saal. Die Frage bekam Gewicht, als die jüngste Gruppe unserer Theologen, die sich um die Wiederherstellung der

Calvinischen Theologie bemüht, meinem christlichen Unterricht die Absage gab. Ich meinte aber und meine, daß unsere Kirche heute mehr bedürfe, als was Calvin der seinigen gab. Das aus der Reformation entstandene Dogma faßt den Menschen an einer einzigen Stelle an, daran nämlich, daß er Sünder ist. Damals war in der That damit allen geholfen, den Scholastikern und den Laien, den Mönchen und denen, die mit ihren bürgerlichen Verdiensten zufrieden waren. Die Hindernisse, die sie vom Glauben trennten, waren damit weggeräumt. Ist aber auch uns in unserer heutigen Lage damit die uns nötige Anleitung zum Glauben gegeben? Jene machten aus dem Namen Gottes keinen Gegenstand des Zweifels, sahen in der Natur Gottes Schöpfung und in ihrer Geschichte das von Gott ihnen zugeteilte Schicksal. Wie steht es in Deutschland jetzt? Wie soll ein Mensch seine Sünde sehen, wenn er nicht weiß, was der Mensch ist und was Gott ist? Wie kann man uns zum Verfühner führen, wenn wir den Schöpfer nicht kennen? Zuerst muß ich lernen: „Ich bin Geschöpf“; dann erst kann ich wahrnehmen, daß mein Verhalten sündlich ist. Denn Sünde gibt es nicht, wenn ich nicht vor Gott und sein Gebot gestellt bin, und ein Gesetz Gottes gibt es nicht für mich, wenn ich die Gabe Gottes nicht sehe, die mir dadurch verliehen ist, daß ich mitsamt der ganzen Natur und Geschichte das Geschöpf Gottes bin. Nun erst hat auch Jesu Wort und Werk für uns Verständlichkeit.

Stark wurde meine theologische Haltung durch die Not der pommerischen Kirche bestimmt, die nicht nur in den armseligen Dörfern auf den Gutshöfen, sondern auch in Greifswald sichtbar war. Obwohl Cremer während zwei Jahrzehnten Hauptpastor einer der städtischen Gemeinden war und das Amt wirksam verwaltete, traf ich im Pfarrhaus nie einen Greifswalder an. Ein tüchtiger, warmerherziger Geistlicher aus der Nachbarschaft erzählte einmal, er habe leghin eine große Enttäuschung erlebt; während der langen Jahre seiner Amtsführung sei noch nie jemand in das Pfarrhaus gekommen; endlich habe ihn jemand aufgesucht; als er sich aber nach seinen Verhältnissen erkundigt habe, sei es ein Fremder gewesen. Dafür

boten einzelne Ehrfurcht verdienende Gestalten, die der Adel aufwies, keinen Ersatz. Ich schied von Pommern und von der Mark mit dem Urteil, hier müsse die Einführung der Bevölkerung in das Christentum erst noch vom ersten Anfang an geschehen. Die Kirche hat hier die Bevölkerung nur unterworfen, aber nicht erfaßt.

Die Stellung der Geistlichen war einer gründlichen Erneuerung bedürftig. Es war ein rührender, unvergeßlicher Anblick, als der Leiter einer pommerschen Konferenz, der auch zu dieser Funktion seinen Talar angezogen hatte, diesen mit Inbrunst küßte: „Das ist mein Priesterkleid!“ Seine herzliche Freude an seinem Amt war hübsch; — aber wo war die Gemeinde? Und wie konnte sie entstehen und gedeihen, wenn er ein „Priesterkleid“ trug, das ihn über die Gemeinde erhob und diese ihm untertänig machte? Wäre nicht seine Freude noch heller und reiner geworden, wenn er dasjenige Amt verwaltet hätte, das von Jesus stammt? Jesus hat die, die er sandte, nicht zu Priestern, sondern zu Evangelisten gemacht. Dann hätte seine Freude keine Selbsttäuschung bedurft.

Als es endlich gelungen war, die Verbindung von Professur und Pastorat, die noch auf der Stelle Cremers lag, zu lösen, und Cremer als Pastor von St. Marien einen Nachfolger erhalten hatte, war dieser auch einmal bei uns. Freundlich klopfte er mir auf die Achsel: „Wie geht es dir, mein Sohn?“ Später in Tübingen kam mir zufällig eine Broschüre in die Hand, in der ein Leipziger seine Besuche bei Leipziger Pastoren beschrieb. Er war mit der Kirche zerfallen, weil sie sich den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen widersetze, und wollte, da nun sein Sohn in das Konfirmationsalter kam, durch einige Besuche feststellen, ob die Kirche immer noch so verstockt sei wie früher. Der Geistliche, den er aufsuchte, begann das Gespräch mit der Frage: „Was wünschst du, mein Sohn?“ Ich dachte bei diesem Bericht an meinen lieben Pastor von St. Marien. Bei mir hatte es freilich nicht schlimme Folgen, wenn er mich, da er nun das Amt besaß, für seinen Sohn erklärte, und doch erschrak ich in der Erwägung, ob sich nicht damit ein Nebel auf seine

Augen lege, der ihm die klare Erfassung der Lage und damit die erste Bedingung zur fruchtbaren Arbeit raube. Hätte er mich „Bruder“ genannt, so hätte ich dies gern angenommen. Aber ich war ja nicht wie er Beichtvater, sondern sein „Beichtkind“. Er besaß nun die Vollmacht, mir die Absolution zu geben. Bedurfte ich sie nicht, und ist die Vergebung unserer Sünden nicht der Empfang des Lebens? Auch ich weiß, daß ich, wenn ich die Beichtformel spreche, in der allerhöchsten Vollmacht handle, die einem Menschen gegeben werden kann, und die Herrlichkeit Gottes besonders deutlich sichtbar mache, da ich mit der Absolution zu bezeugen habe, daß Gottes allmächtige Gnade aus uns Sündern seine Söhne macht. Machte ich aber damit jemand zu meinem Sohn? Würde ich nicht das Amt gründlich verderben, wenn ich Gottes Gnade an meine Person und an meine Worte kettete? Damit träte ich nicht nur aus dem Neuen Testament heraus, sondern noch unter den alttestamentlichen Priester herab; denn der Israelit wurde dadurch, daß ihm der Priester den Segen gab und am Altar die Vergebung vermittelte, nicht zu seinem Sohn. „Unser Vater, der du in den Himmeln bist“, betete die alte Gemeinde, und Jesus verbot seinen Jüngern, sich Väter zu heißen, Matth. 23, 9.

Im Verkehr mit den norddeutschen Geistlichen habe ich oft die heilsame Größe dieses Worts unseres Herrn tief empfunden, auch dann, wenn vom „Vater Luther“ gesprochen wurde. Als ich einmal Julius Kaftan, der auch vom „Vater Luther“ sprach, dieses Wort Jesu zitierte, meinte er: „Dies sei nun einmal Sprachgebrauch.“ Ich denke nicht so leichtsinnig vom Sprachgebrauch und der ihm eignenden kausalen Kraft. Das Sprechen macht uns denken und das Denken macht uns handeln. Darum schafft falscher Sprachgebrauch Verfündigung. Eine liebe Stimme erwiderte: „Du nennst dich und deine Mitarbeiter „Geistliche“; ist nicht auch dies ein verfälschter Sprachgebrauch, der nicht weniger verwirrend wirkt als die Beichtväter und Beichtkinder?“ Ach, unsere Sprache! Freilich klingen in unserem „Geistlichen“ und seinem Vorgänger, dem Spiritualen, die wirren Stimmen der Vergangenheit mit,

die von zaubernder Ordination und imperialistischer Machtübung und widernatürlicher Weltflucht reden. Damit wird aber der Name „geistlich“ nicht unwahr. Dieser Name ist keine Verherrlichung des Menschen, sondern erinnert jeden, der ihn führt und der ihn braucht, an Gottes große Gabe und wirksame Gegenwart. Warum gibt es Kirche und in ihr ein Amt? Weil die Offenbarung und Regierung des Christus darin besteht, daß Gottes Geist in uns und durch uns wirksam ist. Eben deshalb, weil wir „geistlich“ sind, sind nicht wir die „Väter“; denn der Geist ist es, der lebendig macht.

Paulus hat sich freilich ohne Bedenken „Vater“ genannt. „Ihr habt nur einen Vater“, sagte er der Korinthischen Gemeinde und er meinte damit sich. „Timotheus“, nicht mein Schüler, auch nicht mein Nachfolger, sondern „mein Sohn“. Denn es war im tiefsten Sinn Gemeinschaft des Lebens, durch die Timotheus zum Mitarbeiter des Paulus ward. Ich habe immer für den engen Anschluß unserer Sprache an die Worte der Schrift gesprochen. Aber die „Abte“ und „Päpste“ und „Beichtväter“ heiße ich eine Verfälschung der biblischen Sprache. Das „väterliche“ Selbstbewußtsein unserer Pastoren wäre dann unschädlich, wenn zwischen ihnen und uns eine Gemeinschaft des Lebens und der Arbeit bestände, wie sie zwischen Paulus und Timotheus vorhanden war.

Wir hatten einmal den Generalsuperintendenten von Pommern, Pötter, in Greifswald. Da in der Versammlung die Rede auf die historisch-kritische Deutung der Bibel kam und Pötter ihr Recht antastete, hielt ich es im Blick auf die Studenten, die in der Versammlung waren, für ehrlich, einige Worte über die Unentbehrlichkeit und den Wert unserer Schriftforschung zu sagen. Als wir den Saal verließen, kam ich neben einen Herrn, vermutlich einen der christlich gesinnten pommerschen Adligen. Vorwurfsvoll sagte er: „Spricht man zum Generalsuperintendenten so?“ Damit erschien wieder schreckhaft das Gespenst des entstellten Amtes. Wurden die Meinungen Pötters deshalb richtig, weil er Generalsuperintendent war? Waren seine Worte nicht gerade deshalb gefährlich und der Be-

richtung bedürftig, weil er es war? Wenn die Beamtung eine Autorität verlieh, die keiner Begründung bedurfte, dann war das Fundament der Kirche erschüttert; denn damit waren die Wahrheit und die Freiheit aus ihr verscheuht.

In Berlin¹ wohnte ich in der Nähe der Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Kirche und, als ich die Wohnung wechselte, in der Nähe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Im Jahre 1893 war die Kaiser-Friedrich-Kirche noch nicht gebaut, jedoch die Gemeinde bereits gegründet und ihr ein Pfarrer gegeben, der den Gottesdienst in einem provisorischen kleinen Kirchlein hielt. Ich liebte dieses Kirchlein sehr, sprach gern darin, wenn mir der Geistliche die zweiten Feiertage überließ, und bedauerte lebhaft seinen Abbruch. Noch mehr als die Kaiser-Friedrich-Kirche bedrückte mich die Kaiser-Wilhelm-Kirche, in der ich nur ungern am Gottesdienst teilnahm. Wie konnte man solche Bauten herstellen! Schafft in jeder Straße, wo immer es Raum gibt, kleine praktische Predigtstätten, die die sie besuchende Schar miteinander und mit den Geistlichen in Berührung bringen, nicht Prunkbauten.

Neben diesen Kirchen breitete sich der Jammer der Stadt aus, nicht nur in den schmutzigen Vierteln im Norden und Osten, sondern vielleicht noch verderblicher in den vornehmen Straßen der Stadt. Da ich von Pommern herkam, wurde ich vom Zustand Berlins nicht überrascht. Denn es bekam seinen stets anschwellenden Zuwachs zu einem beträchtlichen Teil aus den es umgebenden Landschaften, und ich wußte, wie dort die Kirche aussah. Es war nicht seltsam, wenn der ganze kirchliche Besitz der Eingewanderten einige Wochen nach ihrer Ankunft in Berlin zusammengeschmolzen war und die zweite Generation dasjenige Bild aufwies, das uns seither die Literatur zur Großstadtfrage enthüllt hat. Daraus ergab sich, was ich zur Großstadtfrage zu sagen vermochte. Möglichst kräftige Erschwerung der Einwanderung hätte wenigstens eine vorbereitende Hilfe geschaffen. Aber wie gründlich hat an der Frage „Berlin“ Bismarcks

¹ In Berlin war ich vom Herbst 1893 bis zum Frühling 1898.

Staatskunst und auch Kaiser Wilhelms Genialität versagt! Jedermann hielt es für eine große Errungenschaft, wenn die Millionen der Reichshauptstadt beständig anschwellen. Wirksame Hilfe konnte freilich nicht nur durch Sperrmaßnahmen, sondern nur dadurch kommen, daß draußen im Lande, das die Stadt mit Menschen nährte, gründliche Arbeit geschah.

Ich rechne auch den Anblick der Not in Berlin zu den Wohltaten, die wir nicht abweisen dürfen, sondern mit heißem Dank zu empfangen haben. Es war aber nicht das einzige, was ich aus Berlin mit mir nahm; denn es brachte mir auch die Begegnung mit Stoecker und die Freundschaft mit Bodelschwingh. Stoeckers Versuch, der Arbeiterschaft eine andere Führung zu verschaffen als die marxistische, beugte mich vor ihm in aufrichtiger Bewunderung und ich nahm zweimal heftigen Streit mit der Berliner Fakultät auf mich, weil ich mich nicht von ihm trennen und ihn nicht beleidigen konnte. Aber zur gemeinsamen Arbeit und zu einer daraus entstehenden Freundschaft kam es zwischen uns nicht. Nach meiner Meinung stellte Stoecker mich zu nahe zum Pietismus, vermutete, daß ich nur an den Christenstand der einzelnen dächte und seine Arbeit, die auf das Ganze der Stadt und des Volkes gerichtet war, nicht zureichend würdigte. Vielleicht fand sich aber das, was uns trennte, weniger an dieser Stelle als in seiner Fassung des Staates. Sein Staat mit seiner Beamtenschaft, die als Vormund der Bevölkerung waltet, hing nach meiner Meinung noch zu zäh an den Rockschößen des Alten Fritz. Ich war zwar in Preußen tapfer königstreu und konservativ und nicht nur ein Leser der „Kreuzzeitung“, sondern auch mit ihrem Redaktor Kropatschek befreundet. Aber ich kam nicht vom Gedanken los, daß wir den Staat und die Kirche nicht von oben her durch eine Zentralgewalt aufbauen können. Wir bauen die Kirche dadurch, daß wir Gemeinden bekommen, und kräftigen den Staat dadurch, daß wir gesunde Ortschaften herstellen.

Darum war mir bei Bodelschwingh der Übergang aus der dankbaren Verehrung in die vertraute Freundschaft ungleich leichter als bei Stoecker. Sein Bethel schien mir das zu zeigen, was unser Volk nötig

hat. Ich sah in seiner Herstellung eine Tat, die für das Gedeihen des Staats und der Kirche ungleich fruchtbarer war, als wenn die Gehilfen Stoeckers ungetaufte Kinder suchten, als wäre dem Elend Berlins damit abgeholfen, wenn alle Kinder getauft würden, oder wenn Stoecker in den kirchlichen Vertretungen „positive“ Mehrheiten herstellte oder im Reichstag eine Partei bildete, die über die für Bismarck unübersteigbaren Zäune hinübersah. Was Gott schafft und was wir nötig haben — beides fällt zusammen —, sind Gemeinden. Ich werde oft gefragt, was ich denn unter einer „Gemeinde“ verstehe. Ich antworte: eine Gemeinde Jesu ist eine in der Gemeinschaft des Glaubens an ihn verbundene Arbeiterschaft, und Bethel war eine Gemeinde, nicht nur eine Anstalt, auch nicht nur der Amtssitz einer Regierung. Gewiß gab es in Bethel auch einen Regenten, der zu herrschen verstand; aber er herrschte über frei handelnde Mitarbeiter, und es gab auch in Bethel Anstalten; aber sie waren die Arbeitsmittel der Gemeinde. Zuerst brachte mich mein Anteil an der Berliner Mission in der ostafrikanischen Kolonie in Berührung mit Bodelschwingh, und hier sah ich in der Nähe, wie kräftig er zu regieren verstand. Zur vertrauten Verbundenheit mit ihm führten mich einige mit ihm im Harz verlebte Tage. Dort nahm er mich, als ich von der Großstadt ermüdet irgendwo einen Ferienort suchte, in seiner Hütte auf, und zu dieser Güte fügte er noch das Größte, was mir geschenkt werden konnte: Arbeitsgelegenheit; denn am Schluß jener Tage gründeten wir die „Theologische Woche“ in Bethel.

Aus der unierten Kirche Preußens in die lutherische Kirche Württembergs hinüberzugehen bereitete mir keine Schwierigkeiten. Die lutherische Art und Begrenzung des Glaubens war nicht die meine. Wenn aber eine lutherische Kirche nur den lutherischen Typus bei sich dulden will, so zerreißt sie das Evangelium. Jede Kirche zerstört sich, die nur ein einziges Maß des Glaubens bei sich dulden will. Rechtlich konnte sich an meine Berufung deshalb kein Zweifel heften, weil die Kirche schon längst Männer mit sehr verschiedenem religiösen Besitz miteinander verband. Der Mann, der bei meiner Berufung

ein gewichtiges Wort zu sprechen hatte, Weizsäcker, war vom lutherischen Typus jedenfalls weiter entfernt als ich. Ich hätte gern mit den Lutheranern in derselben Weise Gemeinschaft gehalten, wie ich es mit Cremer getan hatte; in meiner Nähe war aber kein solcher vorhanden.

In der württembergischen Kirche gewährte mir die Ortsgemeinde Tübingen die Teilnahme an manchem fruchtbaren Gottesdienst, und wie lieb werden uns die kirchlichen Räume, in denen uns aus der Wahrheit geschöpfte Predigt nährt! Dazu erhielt ich für Tübingen auch ein kirchliches Amt, eine der vier Frühpredigerstellen, die mir zuerst am fünften, dann am vierten Sonntag den Vormittagsgottesdienst der Gemeinde übergab.

Neben der Predigt, an der ich vor allem im Blick auf die Studierenden festhielt, öffnete sich mir noch ein zweites Arbeitsfeld, unsere Jugend, für die wir Verbände schaffen müssen, da sie, wenn sie einsam gelassen wird, dem Druck der Welt erliegt. Es war mir aber sowohl in der Predigt als bei der Jugend nur Kleines beschieden; allein jede kirchliche Arbeit, auch wenn sie in engen Grenzen bleibt, verschafft uns den Grund zu einem Dank, in den sich kein Murren mischen darf.

Eine Erweiterung meines Anteils an der Kirche brachte mir ein Bericht über eine Evangelisationsversammlung, die eine evangelisierende Dame in Stuttgart gehalten hat. Sie sagte zu einer großen Versammlung von Frauen: „Jeder Sozialist hat eine Mutter gehabt; was waren das wohl für Mütter?“ Wie lange kann uns auch das Nächstliegende verhüllt bleiben! Beim Beginn meiner Arbeit in den siebziger Jahren folgte ich dem Eindruck, die Kirche gebe den Männern nicht, was sie nötig haben; der Mann brauche den hellen Gedanken und die Gelegenheit zu tüchtiger Arbeit, und beides werde ihm damit noch nicht verschafft, daß die Kirche nur Predigtanstalt sei. Zu den Reden über den Römerbrief in Bern, aus denen die Erläuterungen zum Neuen Testament herauswuchsen, hatten nur Männer Zutritt, und in Tübingen suchte ich eine „Vereinigung evangelischer Männer“ im Gang zu erhalten,

die unseren Männern die Gelegenheit zur Mehrung ihres geistigen Besitzes bot. Auch in der Predigt wandte ich mich zuerst an die Männer und sah im Hörsaal in den Studentinnen eine wenig bedeutende Zugabe. Nun packte mich die Frage: was hatten wohl diese Männer für Mütter gehabt? was hatten ihre Mütter und Frauen für einen geistigen Besitz? Fällt nicht ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Teil am Aufbau unseres Volkes den Frauen zu? Dabei ging mein Blick auf die Jugend, und die Folge war, daß ich für alles, was in die weibliche Jugend Bewegung hineintrug, tief dankbar geworden bin. Wenn nun die Tübingen Studentinnen etwas von mir begehrten, baten sie nicht umsonst.

Im übrigen war das Geschenk, das mir die württembergische Kirche bot, nicht Arbeitsgelegenheit, sondern ungestörte Stille, die mir gestattete, meine Zeit ganz für mein Lehramt und meine Forschungen zu verwenden. Ich hatte das freilich nicht vorausgesehen, weil meine Berufung nach Tübingen mit einer durch das Land hindurchgehenden Bewegung zusammenhing, die von der Fakultät verlangt hatte, daß ihr Unterricht die Studierenden für ihre Arbeit in der Kirche rüste und sie nicht für sie unbrauchbar mache. Aber auch die, die eine Wandlung im Lehrbetrieb der Fakultät gewünscht hatten, hielten den Zustand der Kirche für unveränderlich und erwarteten von mir wie von den anderen Lehrern der Universität nur die zweckmäßige Beforgung des Unterrichts. Die innere Entfernung, die mich von den Leitern der Kirche trennte, war auch so groß, daß es vermutlich für beide Teile das beste war, wenn wir keine gemeinsame Arbeit versuchten.

In der württembergischen Kirche waren und sind alle religiösen Unterschiede, ja Gegensätze vorhanden, die die deutsche Geschichte hervorgebracht hat. Nicht nur in der Bevölkerung, sondern auch in der Geistlichkeit gab es Aufklärer, Idealisten, Mystiker, Pietisten, vom Neuen Testament lebende Glaubende. Die kirchliche Leitung hielt aber an der aus der Reformationszeit stammenden Theorie fest, daß die Kirche durch die Reformation die vollendete, keiner Veränderung bedürftige Lehre besitze, und verkündete, daß „das Bekenntnis“ unan-

taftbar sei, obwohl von niemand erwartet wurde, daß er es bekenne. Die Vermengung der Kirche mit dem Staat galt als unerschütterliches Recht und war auch dadurch nicht gelockert worden, daß große katholische Gebiete dem Königreich Württemberg einverleibt wurden, und auch als die Revolution sie gefährdete, wurde sie nicht preisgegeben. Die Bestellung des Gemeindeamts kam ohne Mitwirkung der Gemeinden zustande, die die Einsetzung und den Weggang ihrer Geistlichen passiv erduldeten. Das durch sich selbst wirkende Amt war allerdings durch die Kritik der Gemeinden stark zurückgedrängt, die von ihren Geistlichen verlangten, daß sie sich das Vertrauen durch ihre Arbeit erwarben. Die Leitung der Kirche war aber eifrig bemüht, die Unterschiede im theologischen Besitz der Geistlichen zu verhüllen, damit die Einheit des Standes nicht gefährdet sei. Dagegen war es nicht mehr gefährlich, wenn auch württembergische Geistliche noch von ihren „Beichtkindern“ sprachen, da die Abhängigkeit von den Geistlichen vielfach durch die Einsicht überwunden war, daß das Leben der Kirche im tätigen Anteil aller ihrer Glieder an ihrer Arbeit bestehe.

Es war darum keine einfache Sache, der Kirche eine Verfassung zu geben, als ihr die neue Verfassung des Reichs die Selbständigkeit gab. Es war wünschbar, daß der erste Satz der neuen Verfassung sage, was die Kirche sei. Was war das Merkmal, das ihr die Einheit gab und sie von den anderen Formen der Frömmigkeit und Methoden der Lebensführung trennte? Als der Streit über die Beschreibung der Kirche in der landeskirchlichen Versammlung im Gang war, saßen einmal einige Kollegen beisammen und ich sagte, da die Rede auf den ersten Satz der Verfassung kam: „Das macht doch keine Schwierigkeit; schreibt: ‚Die evangelische Kirche Württembergs gehorcht dem Wort Jesu.‘ Damit ist alles Nötige gesagt.“ Die Gegenrede wurde munter. Unmöglich! Die Kirche gehorcht? Nein, sie doziert. Dem Wort Jesu soll sie gehorchen? Nein, die Augustana, das ist doch das „Bekenntnis“, das durch den Befehl des Herzogs nach der aus Rom ererbten Rechtslehre zum ewigen Fundament der Kirche geworden ist! Diese Einreden hatten unzweifel-

haft „das historische Recht“ für sich und so kam es, daß der erste Satz der Verfassung niemand deutlich sagt, was denn die Kirche sei. Doch was liegt daran? Die Kirche ist Jesu Werk, nicht das einer landeskirchlichen Versammlung. Sie ist und bleibt immer das, was er aus uns macht, und seine Gnade gibt er allen, „die sein Wort tun“, und niemand sonst.

An den Dank, den ich der Kirche für die Stille darbringe, die sie mir bereitete, hefteten sich aber auch heiße Schmerzen. Denn es plagte uns überall, wo Arbeit geschehen sollte, ein schrecklicher Mangel an Arbeitern. In Tübingen saßen neun junge Geistliche, die zusammen im Stift wohnten, eine auserlesene Schar, die nach dem Maßstab besonderer Tüchtigkeit ausgewählt wurde. Ich kam darum mit der Meinung nach Tübingen, für alles, was die Stadt bedürfe, könne es ihr nicht an willigen und fähigen Kräften fehlen. Gleich im ersten Sommer nach meiner Ankunft spielte sich aber eine Verhandlung ab, bei der die Neun sich zäh gegen die Übernahme einer einzigen Predigt sträubten, weil sie ihnen nicht durch ihre Amtspflicht aufgefordert sei. Ich sah in eine mir fremde Welt hinein, in denjenigen Zustand, den das Gesetz schafft, bei dem kein Schritt über die vom Statut festgesetzte Pflicht getan wird und jede Arbeit für andere nur als Störung der eigenen Ziele empfunden wird. Wenn uns aber sogar in Tübingen bei jedem Schritt die Arbeitswilligen fehlten, — wie sah es denn sonst im Lande aus? Als bei einer der studentischen Konferenzen in Freudenstadt zufällig der Domprediger von Berlin, D. Dryander, anwesend war, bat ich ihn, einen der Tage mit einer Morgenandacht zu beginnen, und als es bald darauf eine Begegnung mit einem württembergischen Prälaten gab, erzählte ich ihm erfreut, diesmal hätten nicht einzig wir Akademiker die Konferenz versorgen müssen, ich hielt es für wertvoll, daß auch ein die Kirche leitender Mann zu unserer studierenden Jugend gesprochen habe. Der Prälat stimmte meiner Erwägung zu, bemerkte aber, es wäre wünschbar, daß auch Vertreter der württembergischen Kirche beigezogen würden. Nun war ich in Verlegenheit. Gewiß war dies wünschbar; aber wir hatten ja nur Verwaltungs-

beamte, die, auch wenn sie noch so tüchtig und pflichttreu waren, unmöglich vor die studierende Jugend als die Vertretung der Kirche gestellt werden konnten. Vielleicht gehört es zu den Segnungen, die uns der Krieg und der Umsturz gebracht haben, daß wir sowohl für unser Volk, als für unsere Kirche Arbeiter bekommen, die nach Größerem begehren als nur nach der Ableistung ihrer Amtspflicht, und für die Kirche eine Leitung erhalten, die nicht in ihrem Amtszimmer unsichtbar bleibt, sondern im hellen Licht vor unserem Volk steht und ihm etwas zu sagen hat. Doch mit diesen Gedanken schaue ich wieder hoffend in die Zukunft hinaus.

In den letzten Jahren geschah etwas von dem, was sich dieser hoffende Blick in die Zukunft erbat: wir bekamen in Tübingen die Singbewegung, und damit geschah etwas, was ich vorher für unmöglich gehalten hatte. War es denn möglich, daß dieser Teil unseres Gottesdienstes aus der Erstarrung erwache, in die ihn der unbewegliche Zwang der gottesdienstlichen Gesetzgebung versenkt hatte? Wir sangen ja von jeher die vorgeschriebenen Verse mit derselben Ergebung ab, mit der wir im Gottesdienst alles taten, was der Pfarrer befahl. Nun brachte die Singbewegung unseren Kirchgängern bei, das Singen bestehe nicht darin, daß wir die vorgeschriebenen Töne und unverstandene Wörter hören lassen, sondern darin, daß wir uns das aneignen, was der Komponist und der Dichter vereint uns darbieten. Wenn aber einmal die in der Kirche Versammelten wirklich sangen, war dann nicht zu hoffen, daß sie auch hörten, wenn zu ihnen gesprochen wurde, ja vielleicht sogar, daß sie beim Kirchengebet auch wirklich beteten? Mit jeder Freude, die uns die Kirche bereitet, verbindet sich aber auch ein schmerzhaftes Leid. Wie unzulänglich war unser Gesangbuch! Wie viel enthielt es, was nur nachgesungen werden konnte, wie wenig, was wirklich auch heute singbar ist! Die Singbewegung wird nur dann aus dem Vorfrühling zu einem Frühling und Sommer gelangen, wenn der Christenheit Dichter gegeben werden, die imstande sind, „dem Herrn ein neues Lied zu singen“.

Hemmungen, Reibungen, Notstände in der Kirche können aber den Christenstand nicht erschüttern, sondern stärken ihn. Denn sie sind die allen sichtbare Auslegung des geheimnisvollen Worts: „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Da dieses Wort, das uns allen nur in der Verbundenheit mit Jesus die fruchtbare Wirksamkeit gewährt, durch die Unbeweglichkeit und Arbeitsunfähigkeit der Kirche die Bestätigung bekommt, nötigt sie uns, den zu suchen, den Paulus „die vorhandene Grundmauer der Kirche“ genannt hat, auf die ihr Aufbau gestellt werden muß.

Wie die Bibel zu mir sprach

Das Kostbarste, was mir die Kirche übergeben hat, ist unsere Bibel. Es stellt sich in der Rückschau mancher Tag vor mich, an dem sie zu mir sprach.

Nach meiner Gewohnheit, die mich als Knaben mit nie erlöschender Lust begabte, war ich durch die herrliche Umgebung meiner Vaterstadt gestreift, die Kapsel auf dem Rücken, um jede mir noch nicht bekannte Pflanze mitzunehmen. Als ich heimkam, fuhr ein mir bisher unbekanntes Grauen durch die Seele. Denn die Wohnräume waren leer und die sonst nie fehlende Mutter war nicht aufzufinden. Ein Telegramm hatte den Eltern gemeldet, daß sie ihre Tochter, ihr drittes Kind, aus Lausanne, wo sie als Hauslehrerin wirksam war, abzuholen hätten, da sie am Typhus erkrankt sei. Darauf kamen noch einige bedrückte Tage, während deren die Schwester im starken Fieber lag, und dann kam das Sterben. Wir Kinder wurden in die Kammer gerufen und umstanden das Bett der gestorbenen Schwester. Dann gingen die Eltern mit uns in das Wohnzimmer, und nun wurden die Bibeln geholt und wir lasen Offenb. 21 und 22. Die erste Lücke war in unseren Kreis gerissen, und sie tat weh; aber statt der Klage stellten die Eltern jenes Wort vor uns, das einen Lichtstrahl auf die letzten Ziele Gottes fallen läßt. Sie schauten nicht nur zurück und sahen auch nicht fragend ins Jenseits hinüber, sondern wandten ihren und unseren Blick hin zu Gottes ewiger Stadt. Die unvergleichliche Art der neutestamentlichen Hoffnung trat mir entgegen, die uns von unserem eigenen Schmerz und eigenen Besitz ablöst, unser Leben in Gottes großes Werk einordnet und uns unser Ziel im Anteil an seiner großen Gemeinde zeigt, die deshalb ewig ist, weil sie Gottes ist.

Es war an einem Sonntagmittag und wir saßen um den Tisch und warteten verlangend auf den Beginn des sonntäglichen Mahls. Aber der Vater kam nicht. Er ging immer wieder vor dem Hause mit Daniel, seinem Schwager und Freund, die Gasse auf und ab, und die beiden trennten sich nicht. Es war sichtbar, daß sie etwas Hochwichtiges miteinander besprachen. Endlich kam der Vater und sagte betrübt: „Ich glaubte bisher, ich sei mit Daniel ganz einig, und nun trennen wir uns bei Röm. 7. Daniel sagt, diese Beschreibung des Menschen sei für ihn vergangen, und ich muß mich auch als Glaubender unter dieses Wort stellen.“ Das war eine Stunde, in der mir das Auge geöffnet wurde. „Ich bestehe aus Fleisch und bin unter die Sünde verkauft“; wem gilt dies? Gibt es solche, für die dieses Wort vergangen ist? Besteht Gottes Werk darin, daß er unsere natürliche Art und die aus ihr entstehende falsche Begehrung vernichtet, oder besteht es darin, daß er uns samt unserer natürlichen Not seine Gnade gibt und uns samt unserem verwerflichen Begehren in seinen Dienst stellt? Die Frage war in mich hineingelegt; eine plötzliche Antwort konnte sie nicht finden. Diese konnte mir nur durch die an der Schrift entstehende Erkenntnis und durch die Erfahrung des eigenen Lebens zuteil werden. Ich bin an der Seite meines Vaters geblieben.

Wieder trat die Art der Gemeinschaft ans Licht, die durch Jesus zwischen uns entsteht. Mußte der Gegensatz, der damals zwischen den beiden befreundeten Männern zum Vorschein kam, nicht beide einander entfremden, da er ihrem ganzen inwendigen Leben eine verschiedene Haltung gab? Aber ihre Gemeinschaft zerriß nicht, da sie nicht in ihrem eigenen inneren Zustand, sondern in ihrer gemeinsamen Beugung vor Jesus begründet war.

„Heute,“ erzählte der Vater bei einem anderen Mittagessen, „ist mir etwas Seltsames begegnet. Ein Engländer war im Laden, der durch die Welt reist, um die 144 000 vor dem letzten Kampf Versiegelten aufzusuchen, Offenb. 7. Er fragte mich, ob auch ich ermächtigt sei, meinen Namen auf die von ihm hergestellte Liste zu setzen.“ „Was hast du ihm geantwortet?“ fragte die Mutter. „Ich habe ihn fort-

geschickt," sagte der Vater. Das war meine erste Begegnung mit englischer Theologie, und sie war wirksam. Es war ja zum Staunen, diese Festigkeit der Erwartung, daß wir in den letzten Tagen stehen, diese Aneignung des Schriftworts, der auch seine figürliche Form zur unbegrenzten Wahrheit wurde, so daß kein Zweifel sie anfocht, daß es genau 144 000 bewahrte Christen gebe, diese Unterordnung aller Anliegen unter den Wunsch, die auserwählte Schar zu finden, die diesen Engländer durch alle Länder trieb. Aber ich ahnte doch, weshalb der Vater den anderen Weg ging und sich nicht auf die Entdeckung der Versiegelten einließ. Hier stärkte der Mensch sein Güt-dünken mit dem biblischen Wort und schmückte seine Überhebung mit der Berufung auf die Gewißheit der göttlichen Verheißung. Der Vater blieb dagegen im Glauben, der auf Gottes Wirken warten kann.

Um Pfingsten 1875 beschenkte der Frühling die Gelände am Zürichsee mit seiner ganzen Pracht. Ich hatte das Dampfschiff in Wendikon verlassen und ging den Berg hinauf nach Kilchberg, wo auf der Höhe des Bergs die Kirche und nahe bei ihr das Pfarrhaus stand. Dort war Trauer eingelehrt. Ebendamals hatten die zürcherischen Gemeinden das Recht bekommen, ihre Geistlichen nicht lebenslang tragen zu müssen, sondern sie durch periodische Wiederwahl auch absetzen zu können, und Kilchberg hatte von diesem Recht Gebrauch gemacht. Nun hatte aber die deutsche Schweiz damals Mangel an Geistlichen, weshalb der Antistes von Zürich mich noch während der theologischen Prüfung, ehe sie beendet war, aus dem Prüfungszimmer herausgerufen hatte, um mir das Versprechen abzunehmen, daß ich in den drei Monaten bis zur Ankunft des neu zu wählenden Pfarrers in Kilchberg das Amt besorgen wolle. Darum war ich am Sonntag vor Pfingsten in unserer St. Gallischen Stadtkirche ordiniert worden und ging nun den Berg hinan der Kirche zu, die für einige Wochen die meinige werden sollte. Ich war also Geistlicher und im Begriff, mein Amt anzutreten. Was wollte ich? Was konnte ich für mich erbitten? Da trat mit einem Klang, der alles andere verdrängte, der Anfang des Unser Vaters in meine Seele: „Geheiligt

werde dein Name.“ Das war mein einziges, aber ernsthaftes Begehren, als ich mein Amt antrat. Ich habe auch jetzt im Rückblick auf meine Arbeit kein anderes Verlangen in mir, und ich empfinde es als eine unschätzbare Wohltat, daß mein ganzes Wirken unter die Regel gestellt war, die uns Jesus gibt.

Mit dem Ende des Jahres 1876 war der Kampf in Neumünster beendet und die Wahl eines Nachfolgers gesichert, der die Gemeinde zu führen imstande war. Im Januar stand ich daher in meinem Kirchlein in Kefswil. Dort mußte ich nicht mehr warten, bis ein eitler Organist seinen Kunsttrieb auf der Orgel befriedigt hatte; die Gemeinde sang unter der Führung des Lehrers ohne Instrument. Auch mußte ich nicht daran denken, daß vielleicht drüben auf der Empore das damalige Haupt der theologischen Fakultät, Alexander Schweizer, sitze; nun hatte ich meine Bauern vor mir. Als ich mich besann, was ich ihnen als mein erstes Wort sagen sollte, griff ich nach Matth. 13, 3: „Es ging ein Säemann aus zu säen.“ Ich hatte nichts für sie als das Wort, keine Vertrautheit mit ihren bäuerlichen Anliegen, keine die Regierung der Gemeinde mir ermöglichende Überlegenheit und Würde; ich hatte nichts als das von Jesus ihnen und mir gegebene Wort. Lohnte es sich, daß sie am Sonntag kamen? Lohnte es sich, daß ich es ihnen sagte? Vieles widersezt sich dem Wort; aber es schafft die hundertfache Ernte. Ich ließ mir von Jesus sagen, daß er im Wort das Himmelreich, Gottes königliches Wirken, sich offenbaren sah. Ich könnte mir denken, daß ich auch meine letzte Predigt aus demselben Wort gewänne. Meine damalige Predigt würde ich freilich vermutlich heute schelten. Denn ich habe damals sicher nach unserer Unart bei dem, was dem Wort widersteht, zumeist an meine Bauern und bei seiner Fruchtbarkeit zumeist an mich gedacht. Jetzt weiß ich es, daß das, was den Samen tötet, die stumpfe Unfähigkeit zum Hören, die feige Furcht vor dem Urtheil der anderen, die Erregung des natürlichen Begehrens, nicht nur in einem Bauern, sondern auch im Pfarrer und Professor sitzt; aber auch die Verheißung Jesu, daß die Aussaat seines Worts nicht umsonst geschehe, ist bei den, dem Bauern und dem Pfarrer, gesagt.

Am 15. Januar 1878 stand ich zur Trauung mit meiner Braut in meinem Kirchlein vor Fröhlich, der mir diesen Dienst erwies und zu meiner Trauung nach Reßwil kam. Da ich für mich und mein Amt eine Frau notwendig brauchte, hatte ich mit raschem Entschluß um sie geworben, und nun wurden wir getraut. „Die Liebe hört nimmer auf“, 1. Kor. 13, 8, sagte Fröhlich. Ich weiß nicht mehr alles, was er sagte, nur das noch, daß er die Liebe von ihren natürlichen Wurzeln freimachte und ihr im Geist ihre unvergängliche Begründung gab. Ich erfaßte aber meinen Text. Ich dachte damals nur an mein Pfarramt, da mir die akademische Arbeit noch völlig abseits lag, und ich dachte auch beim Pfarramt einzig an Reßwil, da ich die Wahl auf Lebenszeit besaß und an ein Verwachsen mit der Gemeinde dachte, das mich völlig mit ihr verbinde. Aber schon nach zwei Jahren führte ich meine Frau aus unserem Pfarrhaus heraus in die akademische Welt hinein, und dann folgte eine Wanderung nach der anderen in uns völlig fremde Verhältnisse hinüber. Da sie in ihrem treuen Gehorchen das Wort, das uns einte, bewahrte, stand es auch, als ich sie 1907 begrub, leuchtend vor mir.

In Bern machten wir Gymnasiallehrer unsere Gemeinschaft miteinander auch dadurch fest, daß wir gelegentlich zusammen die Bibel lasen. Einmal war Röm. 14 an der Reihe, und wir hatten von der Unfreiheit und Freiheit im Gebrauch der natürlichen Dinge gesprochen. Da sagte einer der Lehrer: „Ich verstehe, was Paulus meint, wenn er sagt: Leben wir, so leben wir dem Herrn. Was heißt aber das: Sterben wir, so sterben wir dem Herrn?“ Ja, was heißt das? Dachte Paulus nur an das Martyrium, nur an das, was manchen von den Lesern seines Briefs einige Jahre später begegnete, als sie in den vatikanischen Gärten an den Kreuzen hingen? Seine Meinung war doch wohl größer. Dachte er an den Dienst, der uns in der Gemeinschaft mit den Abgeschiedenen beschert werden wird? Dieses Geheimnis ließ ich zugedeckt. Geben uns aber nicht jetzt schon unsere Sterblichkeit und ihre Folgen die Gelegenheit, Gottes Herrschaft zu ehren, ihm uns zu ergeben und ihm Glauben zu erweisen? Ich wurde darauf aufmerksam, daß die Weise, wie wir unsere Sterblichkeit,

unsere Schwächen und Krankheiten und schließlich unser Sterben tragen, einen wesentlichen Bestandteil unseres Gottesdiensts ausmacht.

Am Anfang eines neuen Jahrs gab es damals in Bern eine Konferenz der Brüder, an der auch auswärtige Evangelisten teilnahmen, aber auch Dettli und ich, die wir das akademische Lehramt verwalteten, das Wort bekamen. Die Brüder beschäftigten sich gern mit dem, was sie als besondere Erweisung der göttlichen Gnade schätzten, mit der für Krankheit Heilung empfangenden Macht des Glaubens, mit der Zurüstung zur ersten Auferstehung, mit der Verklärung der natürlichen Vorgänge durch den Heiligen Geist. Hatten nicht wir, die Professoren, uns dadurch zu legitimieren, daß wir in besonderem Maß in die Tiefe der göttlichen Geheimnisse hineinschauten? Ich empfand diesen Gedanken als Verlockung zur Verderbnis des Evangeliums durch hof-ärtige Erkenntnis und nahm, als mir das Wort zugeteilt war, Psalm 1: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, sondern Lust hat am Gesetz des Herrn.“ Diese Versammlung hat mir viel Freude bereitet, weil ich damals empfand, wie unerschöpflich die einfachen Worte der Bibel sind, und wie kindisch wir uns benehmen, wenn wir an dem, was in unserem Gehfeld steht, vorbeischauen, weil es uns klein und alltäglich scheint, als ob wir uns mit dem bereichern könnten, was jenseits unseres Berufs und unserer Wahrnehmung liegt. „Sich nicht vom Gottlosen beraten lassen, sondern am Gesetz des Herrn Lust haben“, — war denn das der Besitz unserer Christenheit? Zeigt uns nicht auch dieses Wort ein hoch über uns stehendes Ziel?

Als ich mich zum Weggang aus Bern rüstete, kam Hilty¹⁾ zu mir und sagte, es befremde ihn, daß ich Matth. 10, 5: „Geht nicht auf die Straße der Heiden“, nicht beachtet habe; darin liege die tiefe Wahrheit, daß der heimatliche Boden eine Bedingung für unsere Arbeit sei. Ich lehnte mich damals gegen diese Deutung von Matth. 10, 5 heftig auf. Betrat ich denn mit dem Übergang in die deutsche Arbeit

¹⁾ Der Verfasser der Bücher über das „Glück“. Er war Jurist und auch an der politischen Leitung des Volks beteiligt.

„die Straße der Heiden“? In der Tat war Hiltys Auslegung der Stelle falsch. Jesus band die Jünger nicht an die Heimat und erwartete den Erfolg ihrer Arbeit nicht von der völkischen Gemeinsamkeit, die uns mühelos das einträchtige Empfinden, Denken und Handeln gewährt. Diese war ja gerade das unüberwindliche Hemmnis, das der Wirksamkeit der Jünger widerstand. Aus dem festen Verband, der der Judentum nur einen einzigen, nur den gemeinsamen Willen zuließ, entstand Jesu Kreuz und die Vergeblichkeit der apostolischen Arbeit in Jerusalem. Als Jesus seine Jünger für die Judentum verpflichtete, war sein Blick auf Gottes Wort und Werk gerichtet; dadurch heiligte er die göttliche Verheißung, die Israel gegeben war. Die Trennung zwischen Israel und den Völkern entstand nicht durch die Verschiedenheit der Rasse und Kultur, sondern durch Gottes Berufung, die Israel zu dem ihm geheiligten Volk gemacht hatte. Eine solche Trennung bestand zwischen Bern und Preußen nicht.

War aber Hiltys Urteil nicht doch in beschränkter Fassung richtig? Ich bekannte mich ja entschlossen zu dem Satz, daß uns auch die natürlichen Beziehungen Gottes Wirken vermitteln. War ich nicht Schweizer nach Gottes Willen und daher meinem Volk mit meinem ganzen Leben verpflichtet? Ich war aber nicht nur Glied meines Volkes, sondern auch Glied der Kirche, und es gibt zwischen uns nicht nur die von der Natur hergestellte Gemeinsamkeit, sondern auch Gemeinschaft des Glaubens. Sind für die Kirche die staatlichen Schranken unübersteigbar? Ich verneinte dies damals mit rascher Entschlossenheit. Später aber, als der Druck der Fremde auf mir lag und mich lehrte, was „Heimweh“ sei, kam Hiltys Spruch oft wieder zu mir.

Ich konnte seinem Zitat nicht einen anderen Bibelspruch entgegenstellen und mein Verhalten nicht unter eine Pflichtformel stellen, so daß ich sagen könnte, eine göttliche Weisung habe mich in die deutsche Arbeit geführt. Meine Entschließung war meine eigene Wahl, und dies hat sich wiederholt, als ich zwischen Berlin und Tübingen die Entscheidung zu treffen hatte. Dagegen entstand mir bei meinem

Eintritt in die wissenschaftliche Arbeit aus den Ereignissen¹ der Eindruck, die Wahl sei mir entzogen und Folgsamkeit meine Pflicht, und ebenso nahmen die Verhandlungen beim Übergang nach Berlin eine solche Wendung, daß ich nach meinem Urtheil nicht mehr ausweichen durfte. Nach Deutschland rief mich dagegen keine Pflicht, und ebensowenig war ich den Schwaben verpflichtet, die mich baten, nach Tübingen zu kommen. Zeigt sich darin ein Mangel der Schrift, wenn wir in solchen Lagen selbst wählen müssen? Nein! Die Beschränkung unseres Lebens auf die Erfüllung unserer Pflichten stammt nicht aus der Schrift; denn sie beschreibt uns Gott als den, der uns die Liebe gibt, und diese hat die Vollmacht zur eigenen Wahl, mit der wir über die uns gewährten Arbeitsmittel so verfügen, wie es dem Begehren unserer Liebe entspricht. Wir mögen es mit Recht als eine Wohlthat empfinden, wenn uns die eigene Wahl erspart wird und unser Handeln einfach einen deutlichen Befehl auszuführen hat. Das legt Ruhe in unser Handeln und versieht uns mit einer kräftigen Gewißheit. Wir dürfen uns aber nicht weigern, auch als die Gebenden zu handeln, die Gott ungezwungen ohne Nötigung durch ein Gebot das wiedergeben, was er uns gegeben hat, und den Menschen als frei sie begabend unseren Dienst anbieten. Daraus, daß wir uns das verdunkeln, entstehen viele Unschlüssigkeit und viele verkehrten Urtheile über Gottes Willen.

Wir handeln bei einer freien Wahl im Glauben, daß auch sie von der göttlichen Regierung umfaßt wird. Das wird aber nicht schon im Augenblick der Wahl, sondern erst in ihrem Ausgang sichtbar. Jetzt am Ende meiner Arbeit stellen sich mir die Ereignisse als ein einheitlicher Gang auf einem mir bereiteten Weg dar. Daß mich der Vater nicht in seine Gemeinde führte, sondern auf die Universität und in das Pfarramt schickte, daß ich vom Pfarramt an die Universität hinübergeholt wurde, daß ich den schweizerischen Dienst mit dem deutschen vertauschte und schließlich nach Tübingen gelangte, das war die Weise, wie mir die Gelegenheit zu meiner Lehrarbeit

¹ Ich habe sie im Bericht über das Werden meiner Theologie, der in den „Beiträgen zur Förderung christlicher Theologie“ XXV 1, steht, beschrieben.

bereitet wurde, die zu vollbringen mein Anteil am Dienst Gottes gewesen ist.

Bis die Vorlesungen in Greifswald begannen, waren mir einige stille Wochen beschert, in denen ich meine „Einleitung in die Bibel“ schrieb. Sie hat einige Freunde in Bern betrübt; denn sie führten ihren mannhaften Kampf gegen ihren Staat und ihre Kirche um der Schrift willen, die sie nach der kirchlichen Überlieferung von der Bewegung der Geschichte gänzlich schieden. Ich dagegen sah an der Bibel, daß Gott sie uns durch die von ihm gewirkte Geschichte gegeben hat, und hielt die Aufmerksamkeit auf diese Geschichte für notwendig, damit wir die Bibel richtig deuten und richtig gebrauchen. Es kam daher, als ich im Frühling 1890 die Freunde in Bern wieder besuchte, zu einer Versammlung, in der ich über die Bibel sprechen sollte. Ich stand nicht ohne Sorge vor den Freunden; denn ich wußte schon durch meinen Verkehr mit dem Vater, wie tief die Erschütterungen gehen, durch die die Kirche hindurch muß, weil sie ihre Urteile über die Schrift zu erneuern hat. Auf beiden Seiten waren die Unterschiede, die uns trennten, mit unserem letzten religiösen Besitz verwachsen, und wenn der Streit in die Nerven unseres Glaubens hineinschneidet, bekommt er leicht Leidenschaftlichkeit. Da trat 2. Kor. 11, 3: „Zu Christus hingewandte Einsalt“ vor mich und gab dem Auge die feste, nicht hin- und herschwankende Haltung. Ich hatte nicht mich zu verteidigen, nicht „die Wissenschaft“ zu verherrlichen, ebensowenig die Freunde zu fürchten oder die alte Lehre zu schelten. Ich hatte allein auf Christus zu sehen und tat dies jetzt dadurch, daß ich Gottes Werk, das uns die Bibel gab, so beschrieb, wie sie es mir zeigte. Ich weiß nicht, was mein Wort den Anwesenden damals zu geben vermochte; mir aber brachte jene Versammlung einen unverlierbaren Gewinn, Befreiung von den Menschen, Richtung des Blicks auf Christus allein.

Aus dem bayerischen Militär-lazarett in Gernersheim kam ich wund heim, nicht nur, weil ich die Leiche meines Sohns mit mir nahm, sondern auch weil mir im Anblick dieses Massensterbens ein „Geruch des Todes“ in die Seele drang, von dem ich lange nicht frei wurde.

Da wurde mir an einem stillen Sonntagmorgen das Wort Jesu lebendig: „Lazarus, unser Freund, schläft“, Joh. 11, 11, dasselbe Wort, das schon Ungezählte aus dem Schatten des Todes zum Leben herausgeführt hat.

Unsere Hoffnung muß aber größer sein und darf nicht nur auf unseren eigenen Anteil am Leben schauen; sonst bleibt sie nicht in der Bahn Jesu. Wenn ich aber auf die gesamte Kirche und die Menschheit schaue, dann beherrscht Luk. 18, 2—8 meine Gedanken, jenes Gleichnis Jesu, durch das er seine Gemeinde mit einer von Gewalt bedrohten und schutzlosen Witwe verglichen hat. Ich hatte in einer Versammlung des Eisenacher Bundes über die Zeichen der neuen Offenbarung Jesu zu sprechen. Wo sah ich ihre Zeichen? Zu den politisierenden Propheten, die ihre Hoffnung auf kleine, sie eben jetzt aufregende Ereignisse der Zeitgeschichte gründen, gehörte ich nicht. Jesus hat aber seinen Jüngern gesagt, daß aus ihrer Ohnmacht, die ihr Wirken unmöglich macht und ihre Hoffnung widerlegt, die Bitte entstehen werde, die nach seiner neuen Offenbarung begehrt, und daß der Vater diese Bitte erhöere. Die Ohnmacht der Christenheit war mir sichtbar. War nicht mein ganzer Anteil an der Kirche ein Kampf geblieben? blieb es nicht auch mein eigener Christenstand? Die Ohnmacht ist uns aber dazu gegeben, damit aus ihr die Bitte werde, die nach der Herrlichkeit Jesu verlangt. Wem Jesu Wort dies sagt, den stellt es zu den Hoffenden.

Wieder einmal las ich in der kräftigen, aufweckenden Schrift Brunners über „den Mittler“ einen jener wirren Sätze, die den Glauben als ein selbständig existierendes Wesen beschreiben, dem eine Menge von Tätigkeiten zugeschrieben werden. „Das erleuchtete Auge des Glaubens erkennt Gott“. Hier hat der Glaube ein Auge und dieses Auge ist mit Licht gefüllt und hat deshalb das Vermögen zu erkennen. Die Formel erinnert an das Gebet des Paulus, Eph. 1, 17; nun trat mir aber die uns weit überlegene Meisterschaft des Paulus wieder hell ins Licht. „Gott gebe euch, daß die Augen eures Herzens beleuchtet seien.“ Er sprach nicht vom „Auge des Glaubens“, sondern von „den Augen des Herzens“. Der Mensch

hat Augen; auch der inwendige Mensch hat solche. Aber mit dem Besitz des Auges ist ihm das Sehen noch nicht geschenkt. Erst das beleuchtete, bestrahlte, vom Licht getroffene Auge sieht. Nun erkennt nicht der Glaube, sondern der Glaubende, was der an ihn ergangene Ruf Gottes ihm als Ziel und Hoffnung zeigt und was die Kraft Gottes an ihm wirkt, entsprechend dem, was uns die Auferstehung Jesu zeigt. Nicht unser Glaube wirft Licht auf Gottes Werk, sondern das zu uns gesendete Licht macht es uns sichtbar, womit uns die Ermächtigung und Verpflichtung zum Glauben gegeben ist.

„Einer ist Gott und einer auch Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus.“ Auch diese Stelle ragt hoch über das hinaus, was das reformatorische Dogma im Neuen Testament gelesen hat. Dieses dachte an die Mittlerschaft Jesu nur deshalb, weil wir verschuldet sind. Das hat auch Paulus nie vergessen und deshalb beschreibt er die Herrlichkeit des Christus dadurch, daß er sich als Lösegeld hingegeben hat. Paulus sieht aber in Christus nicht nur den Wiederhersteller unseres Falls, sondern nennt ihn deshalb „den Mittler“, weil das ganze Wirken Gottes, nicht nur sein Vergeben, sondern auch sein Schaffen, durch ihn geschieht. Um zu verstehen, warum Paulus Jesus den Mittler nannte, müssen wir verstehen, was er von Gott, unserem Schöpfer, sagt.

Als wir kürzlich zur „theologischen Woche“ in Bethel versammelt waren, versuchte ich zu zeigen, welchen Platz das Abendmahl in der Passionsgeschichte Jesu hat. „Warum haben Sie“, erwiderte einer der Freunde, „nicht das Paschamahl zur Deutung des Abendmahls herangezogen?“ Da bekam der Schluß der johanneischen Reden Jesu an die Jünger für mich neues Licht. „Setzt glauben wir“, sagten die Jünger. Warum glauben sie jetzt? „Weil du uns die Analogie deines Mahls mit dem Paschamahl gezeigt und dein Mahl als die Vollendung der alten Bundesstiftung gedeutet hast“? Nein! Deshalb glauben sie, „weil du alles weißt und auch die verborgene Bewegung unserer Herzen kennst.“ Das ist das zum Glauben bewegende Motiv, das bei Johannes durch das Wort und Werk Jesu in die Jünger

hineingelegt worden ist. Diese Begründung des Glaubens ist frei von aller Reflexion, nicht ein aus anderen Erkenntnissen herausgesponnener Schluß, sondern hat unmittelbar sichtbare Tatsächlichkeit. Dieser Ausgang des Gesprächs wurde aber für die kirchliche Auslegung rasch unverständlich, da sie es von den Griechen lernte, mehr als der Wahrnehmung den Schlüssen, die sie aus ihren Begriffen formte, zu vertrauen.

Mit kräftiger Benutzung der paulinischen Aussagen über den Glauben war in unserer Verhandlung die mystische Entselbstigung abgewiesen worden. Wie stand es nun aber mit Tersteegens Versen: „Wir entsagen willig allen Eitelkeiten, aller Erdenlust und Freuden“? Durften solche Verse noch gesungen werden? Konnten wir noch durch sie die Gemeinde zum mystischen Sterben auffordern? Die Verse sind in der Tat durch ihre Hinneigung zur mystischen Frömmigkeit geschwächt und bedürfen der Reinigung und Füllung durch das, was Jesus uns sagt. Wie gewaltig und rein reden seine Worte zu uns mit ihrem vollständigen Nein gegen unser ganzes Begehren, das nicht weniger ernst und absolut alles in uns erfäßt, als es die mystische Regel tut, und doch bleiben Jesu Worte frei von jedem Wunsch, der sich nach Vernichtung sehnt, und sind von jener Schwäche ganz geschieden, die vor uns selber und vor der Welt dadurch flieht, daß sie mystisch stirbt. Nun singen wir nicht stöhnend, sondern freudig und dankend: „Wir entsagen willig allen Eitelkeiten, aller Erdenlust und Freuden.“ Was macht den Unterschied zwischen der mystischen Entsagung und dem Verzicht, zu dem uns Jesus beruft? Dieser Unterschied entsteht an der Weise, wie Jesus Gott vor Augen hat, nicht als „den anderen“, nicht als die Macht, die sich selbst behauptet, in der darum alles untergeht, sondern als „den Treuen und Gerechten“, der in seiner Gerechtigkeit uns vor ihm den Ort bereitet, der uns seine Gemeinschaft gewährt, und als der Treue seine Gemeinschaft mit uns unzerstörbar macht. Der Verzicht bekommt seinen Sinn durch die Befahrung, die mit ihm geeint ist, und diese gilt, wenn wir auf Jesus hören, dem gebenden Gott.

Im Frühjahr 1927 entstand in einem Verleger der Wunsch, eine

Zusammenstellung von Andachten für jeden Tag im Jahr herauszugeben. Zunächst war ich für diesen Wunsch ganz verschlossen. Es gab viele Wünsche, die meine Feder beanspruchten, und die wissenschaftlichen Arbeiten rückten nicht von der Stelle, da ich mich vom Lehramt und dem Verkehr mit der Jugend noch nicht gelöst hatte. Nachdem ich aber den Verleger abgewiesen hatte, faßte mich die Erwägung: hat nicht die Schrift oft zu dir gesprochen? gibt es nicht Schriftworte in großer Zahl, die Kraft und Licht für dich geworden sind und es ebenso wie für dich für andere werden können? Der Stoßkraft dieses Gedankens gab ich nach und schrieb in raschem Zug das „Andachten“ überschriebene Buch, so daß es schon im Herbst 1927 seinen Weg antreten konnte. Es ist vielleicht das wissenschaftlich Reichste und Reifste, was ich geschrieben habe. Wenn die Schrift die Bewegung unseres innwendigen Lebens berührt, öffnet sie uns ihren Sinn.

Der Gast am Tisch Jesu

Während die Schrift das innwendige Band ist, das uns mit Jesus und miteinander zur Kirche vereint, wird die Kirche dadurch sichtbar, daß sie sich am Tisch Jesu versammelt.

Bei meinem ersten Abendmahl¹ war ich jedenfalls noch stark mit mir selbst beschäftigt. Im Anschluß an die Konfirmation mit ihrem Bekenntnis und ihrer Verpflichtung bewegte ich unruhig die Frage in mir, ob ich wohl den Christenstand finden und behalten werde. Das entsprach auch der kirchlichen Anweisung, die die Vorbereitung zum Mahl als die Prüfung unseres Verhaltens und das Gericht über unseren Willen beschrieb. Das stellt jeden zu denen, die „sich abmühen und belastet sind“, Mat:h. 11, 28, und ich gehörte somit auch zu der Schar derer, an die sich Jesus mit seiner Einladung wandte, obgleich ich damals das Ohr für sein Versprechen noch nicht hatte, daß er uns statt der Last, mit der wir selbst uns beladen, sein Joch geben will.

Zum Dienst, den ich der verwirrten Neumünstergemeinde zu leisten hatte, gehörte auch, daß ihr wieder ein Abendmahl bereitet wurde, bei dem wir uns ohne Verhüllungen zum Werk Jesu bekannten. Ich brauchte dazu nach der zürcherischen Kirchenordnung das Apostolische Bekenntnis. Nach der alten Sitte standen die beiden Geistlichen hinter dem Abendmahlstisch und um ihn herum die Kirchenvorsteher. Die Geistlichen sprachen die Sätze des Bekenntnisses abwechselnd, worauf sie das Brot und die Kirchenvorsteher die Becher zu den Versammelten trugen. Mein Amtsbruder erklärte mir aber, es sei ihm unmöglich, gemeinsam mit mir das alte Bekenntnis zu sprechen,

¹ In meiner Heimat wurden wir mit dem vollendeten sechzehnten Jahr konfirmiert.

und ich stimmte ihm zu, daß diese symbolische Darstellung der Einheit, die die Kirche im selben Glauben verbindet, unserer Lage widerspreche, und sprach von nun an das Bekenntnis allein. War damit die Herrlichkeit des Abendmahls verdunkelt oder kam sie nicht vielmehr eben jetzt besonders deutlich ans Licht? Der tiefe Gegensatz, der uns trennte, war sichtbar. Jedermann in der Versammlung hatte vor Augen, daß uns zur Einheit noch vieles fehle. Wer einigte uns, nachdem unser Bekenntnis uns nicht mehr einigte? Dazu gab das Abendmahl die Antwort. Der, der uns einigt, ist der Herr, er allein. Er macht aus der zerrissenen Menschheit die geeinigte Gemeinde Gottes und ist deshalb unser Friede, weil wir verseindet sind.

In meiner bäuerlichen Gemeinde kamen nun an den Festtagen meine Bauern in langer Reihe zu mir heran. Einst brachte uns die Polizei einen bei uns Heimatberechtigten samt seinem Weiblein. Sie verfertigten aus buntem Papier Windrädchen und wanderten ruhelos herum, um sie zu verkaufen. In Paris waren sie aufgegriffen und von dort in ihre Heimatgemeinde zurückgeschickt worden, die sie nun für einige Zeit unterhalten mußte, aber rasch genug wieder in ihr Elend hinaus schickte. Als ich das Abendmahl hielt, kam zu meinem Schrecken auch dieser Mann als der Letzte im Zug der Männer in wohlervogenem Abstand von seinem Vordermann. Zuerst durchzuckte mich der Gedanke: Gib es ihm nicht, weise ihn weg! Aber gleich darauf schämte ich mich. Als ehrlos wurde er von jedermann behandelt; sollte nun auch ich ihn am Tisch Jesu entehren? Wurzellos, heimatlos watete er durch nie endenden Schmutz. Gab es keinen, der ihn zu seinem Tisch lud? Jesus tat es. Wies ich ihn weg, — wer durfte dann kommen? Durfte ich es? Ich weiß nicht, was mein seltsamer Abendmahls-gast gedacht hat. Wenn es aber auch nur das eine war: „Hier beim Abendmahl dürft ihr mich nicht weggagen; hier darf ich mich neben euch stellen“, so hat er evangelischer gedacht als ich. Zugleich faßte mich aber bei diesem Vorgang die Not, die aus unserem Abendmahl entsteht. Sie besteht darin, daß wir das Wort und das Sakrament voneinander trennen. Das Abendmahl

gab ich ihm; das war richtig; das Wort Jesu konnte ich ihm nicht geben; das war meine Schwäche und meine Schuld.

Auch in Reßwil verband ich mit dem Abendmahl das Apostolische Bekenntnis. In der Dorfschaft war aber der Wunsch vorhanden, daß ich ihr das Abendmahl gebe, ohne dabei das alte Bekenntnis zu sprechen. Ich entschloß mich, mich diesem Wunsch zu fügen, wollte aber die Feier nicht stillschweigend ändern, da der Schein nicht entstehen durfte, daß ich mich selbst vom Bekenntnis entferne oder daß die Gemeinde willkürlich über das Abendmahl verfügen könne oder daß ich Drohungen fürchte und für den Frieden mit ihr jeden Preis bezahle. Es mußten auch die, die zum „alten Glauben“ hielten, zum freien, willigen Verzicht auf die alte Abendmahlsfeier angeleitet werden. Ich suchte ein Schriftwort, das mir und der Gemeinde die Regel, nach der wir in dieser Lage zu handeln hatten, kraftvoll zeigte, und fand es in 1. Kor. 8, 9—13. Ich beugte mich, wenn ich das Apostolikum sprach, nicht widerwillig unter den Zwang eines Gesetzes, gegen das ich mich sträubte, und sprach es auch nicht als Signal zum Kampf, um damit die Fahne einer Partei zu entrollen. In der Gemeinde gab es aber solche, die dabei an „Orthodoxie“ und gesetzlichen Zwang und an die hoffärtige Verachtung der Liberalen durch die Frommen dachten. Ich sprach es, weil wir uns am Tisch Jesu zu ihm nicht nur durch die stumme Handlung bekennen sollen. Die dagegen, die sich gegen das Bekenntnis auflehnten, wußten bei den meisten Worten desselben nicht, was sie bedeuteten. Ich sprach es, weil wir uns am Tisch Jesu mit der ganzen Christenheit verbinden und ihr Bekenntnis bekennen, nicht bloß unser eigenes, weshalb ich gern dasjenige Bekenntnis brauchte, das schon in den ersten Geschlechtern der Christenheit die gesprochen haben, die die Taufe beehrten. Der Blick meiner Bauern reichte dagegen nicht über ihre gegenwärtigen Verhältnisse hinaus. Somit standen wir nebeneinander als die Starken und die Schwachen. Keiner von uns, weder ich noch die Gemeinde, hatte über das Abendmahl Macht, weil es in dem, was Jesus getan hat, seinen Grund hat und für uns in dem Maß heilsam wird, als uns die Gnade Jesu berührt. Welche

Worte ich sprechen mochte, das Abendmahl blieb dasselbe und Jesu Botschaft dieselbe. Nicht derselbe war dagegen unser innerer Besitz. Was hat nun nach der Anweisung des Paulus, nach der Regel der Liebe, die das Gesetz Christi ist, der zu tun, der die Erkenntnis und den reichen Glauben hat? Er schützt den Schwachen vor Versündigung. Wir feiern das Abendmahl nicht dazu, um uns gegen das Bekenntnis aufzulehnen und uns einander zu ärgern, sondern um unseren Blick auf Jesu Werk zu richten und uns miteinander zu verbinden, so gut als wir es können. Ich war dem Apostel für die herrliche Klarheit herzlich dankbar, mit der er von der Liebesregel gerade dann, wenn sie zur Nachgiebigkeit und Verhüllung der eigenen Überzeugung führt, den Schein der Schwächlichkeit, des Wankelmuts und der Furchtsamkeit ferngehalten hat. Habe ich sie richtig angewandt? Darüber steht das Urtheil nicht mir zu, sondern dem, der allein Richter ist.

Vom Beginn des Jahres 1880 an wurde mein Vater, der fünfundsiebzigjährig geworden war, für die Arbeit im Laden zu schwach. Da ich im April desselben Jahres mein Pfarramt niederlegte, um nach Bern an die theologische Fakultät zu gehen, hielten wir vor meiner Abreise im häuslichen Kreise noch das Abendmahl. Vielleicht gibt es lutherische Kollegen — ich bin ja gegenwärtig auch Geistlicher einer lutherischen Kirche —, die entrüstet einwenden: „Du bist ein Übertreter der Augustana; du gabst einem Wiedergetauften das Abendmahl!“ Ich würde ihnen antworten: „Ihr kennt das Werk und den Willen Jesu nicht. Ich hätte gesündigt, wenn ich dem Vater die Abendmahlsgemeinschaft aufgesagt hätte.“ Wir standen damals noch vor einer ganz anderen Trennung, nicht nur vor der, die die Verschiedenheit unserer religiösen Gedanken aufrichtete. Der Vater ging den Weg zum Grab, ich den Weg in eine mir unübersehbare Arbeit. Was einte uns? Der Tisch Jesu, der Blick auf den, der so starb, daß er das Leben schuf, der Blick auf den, der das Werk Gottes wirkte, indem er das Kreuz ergriff.

Wie ganz anders sieht das Sakrament aus, wenn es aus der Erstarrung durch die liturgische Gesetzgebung herausgelöst ist! Die

ersten Kinder, die in Bern geboren wurden, trugen wir nach der Berner Kirchenordnung zur Taufe in die leere Kirche. Hier war nichts zu hören als das agendarisch gebundene Wort, das Wort der Kirche, die nun einmal für uns nur im Pfarrer sichtbar wird und auch in ihm nur dann, wenn ihm das Recht zum eigenen Wort entzogen ist. Als ich in Greifswald wieder die Freude hatte, Kinder zu taufen, tat ich es selbst in Gegenwart der Freunde in meinem Arbeitszimmer, frei von liturgischen Fesseln. Nun konnte ich von Herzen dafür danken, daß unsere Kinder vom Anfang ihres Lebens an unter Gottes Vergebung gestellt sind. Die Taufe ist vielleicht noch mehr als das Abendmahl für unser Volk ein tief vergrabener, unentdeckter Schatz.

Zum Neuen, was mir Greifswald brachte, gehörte auch die preussische Liturgie, die in Greifswald so gehalten wurde, daß wir an jedem Sonntag zur Abendmahlsfeier beisammenblieben. Der beständige Anblick der Feier hat sie für mein Empfinden nicht geschädigt und hat den zentralen Satz des Evangeliums in jeden Gottesdienst kraftvoll hineingepflanzt. Das aber war deutlich, daß die Kraft der Liturgie, die Gemeinde zu bewegen, ganz ähnlich wie bei der Predigt, durch das Verhalten des Geistlichen mitbestimmt war. Nach der Greifswalder Sitte hielt der erste Geistliche die Predigt, der zweite die Liturgie. Wenn aber irgendein Anlaß erlaubte, diese Sitte zu beseitigen, so daß Cremer vor der Gemeinde betete, dann wurde die Liturgie lebendig, und dann wurde auch die nur zuschauende Anwesenheit beim Abendmahl ein fruchtbarer Teil des Gottesdienstes. Normal war es freilich nicht, daß wir in der Regel nur zuschauten. Warum konnte ich mich nicht sonntäglich am Mahl Jesu beteiligen, wie es der Vater in seiner Gemeinde tat? Daran hinderten die Schranken, mit denen die Kirche ihre Feier umgeben hat. Wir sollten nicht nur zur Beichte, sondern auch zum Tisch Jesu dazu gehen, um dort die Vergebung unserer Sünden zu empfangen. Nun ist der Anblick unserer Schuld und Not ein nie zu entbehrender Teil unseres menschlichen, irdischen Lebens. Wir dürfen nicht vergessen, was wir vor Gott sind, daß wir aus der Ferne zu ihm

umkehren und unser Recht vor ihm darin besteht, daß wir von der Schuld freigesprochen sind, und da wir dies nicht vergessen können, bedarf unser Glaube, der das Wort von der Vergebung erfäßt, immer wiederholter Begründung, immer neuer Hilfe. Aber die nie versagende, uns immer bewegende Spannkraft hat nicht der negative Satz, der uns mit dem beschäftigt, was uns von Gott trennt, sondern der positive Inhalt der Botschaft Jesu. Gottes Gerechtigkeit preisen, die Gemeinschaft mit Jesus begehren, aus Gottes Liebe unsere Liebe empfangen, das sind die Vorgänge, zu denen wir an jedem Sonntag bereit sein können. Nicht das, was vor dem Kreuz steht, unsere Schuld, sondern das, was durch das Kreuz entstanden ist, unsere Versöhntheit mit Gott, gibt uns den in Ewigkeit nicht endenden Gottesdienst.

Am Ostertag 1891 saßen wir fünf Freunde, die wir damals durch Palästina wanderten, in unserem Zelt bei Liberias, nicht weit vom Ufer des Sees entfernt. Als ich am Morgen aus dem Zelt herausgetreten war, ging eben die Sonne über Hippos auf, und der See funkelte im Morgenlicht. Ich dachte an jenen Morgen, an dem der Auferstandene etwas nördlicher von dem Punkt, an dem ich stand, sich seinen Jüngern gezeigt und ihnen das Mahl bereitet hat. Nun wollten auch wir Freunde miteinander das Mahl Jesu halten. Unser Dom war unser Zelt und einen Liturgen hatten wir nicht, da die Freunde das Wort mir übergeben hatten. Aber der Ostertag am Ufer des Sees von Liberias legte auf die Feier einen besonderen Glanz. Wir gedachten an ihn, der in die Zeit eingegangen ist, damit er jeden Tag bei uns sei, an ihn, der hier am See seine Arbeit tat, damit er Gottes herrliche Gnade der Menschheit bringe, der hier in völligem Gehorsam seinen Blick auf das Kreuz gerichtet hat, damit wir, die wir das menschliche Los tragen, Gott loben könnten und ihm mit dem Becher, der uns am Blut Jesu Anteil gibt, dank sagten, an ihn, der sich hier den Seinen als den Lebenden erwies, damit uns das Gedächtnis seines Todes zum Leben rüste. Ich sprach damals keine Beichte. Am Karfreitag waren wir von Dschennin nach Tzereel geritten, wo Isebel's Leib von den Hunden

gefressen wurde, über den Gilboa, wo Saul fiel, nach Sunem, wo Elisa mit Gott um das Leben des Knaben rang, nach Nain, wo Jesus vor dem Tode nicht erschrak, um in Endor zu lagern, wo Saul verzweifelt und leidenschaftlich an die Tore der Todeswelt pochte. War das nicht Beichte? Hatten wir nicht bedacht, was Schuld und Not des Menschen ist? Am Samstag ritten wir von Endor zum See hinunter durch ein verödetes Stück von Galiläa an den Namen der Dörfer vorbei, die zur Zeit Jesu dicht bevölkert waren und in deren Synagogen er gesprochen hat. War das nicht Beichte? Wir sind auch in unserer Beichte in der Regel klein und eng und denken nur an unseren eigenen Schmutz und unsere eigenen Niederträchtigkeiten. Aber das Urteil, dessen Verwandlung in Rechtfertigung wir am Tisch Jesu feiern, liegt auf allem, was in der menschlichen Geschichte entsteht.

In Lübingen waren uns für die Predigt keine Hemmungen mehr aufgelegt, die uns gehindert hätten, das Evangelium zu sagen. Dagegen war die Verkürzung des Abendmahls zur Spendung der Vergebung noch im Gang und die Leitung der Kirche verteidigte den überlieferten Bestand. Da sich der Besuch der Beichte am Samstag mit unserer heutigen Arbeitsweise nicht mehr vertrug, war Aussicht da, daß sich das Abendmahl von der Beichte löse. Die Kirchenleitung ordnete aber an, daß wir nicht mehr vor, wohl aber während des Abendmahls die Beichte zu halten hätten. Aber es gab doch je und je Gelegenheiten, an denen wir trübe kirchengeschichtliche Erinnerungen vom Mahl Jesu fernhalten konnten, z. B. damals, als ich im Monbachtal unter einer Tanne stand und eine jugendliche Schar zu mir trat, um die Gabe Jesu zu empfangen. Vielleicht haben unter jener Schar einige für ihr ganzes Leben begriffen, daß der Becher Jesu der Becher der Danksgiving ist, mit der wir Gott preisen.

In den letzten Jahren habe ich öfter mit jugendlichen Scharen oder mit Geistlichen das Abendmahl gehalten und dabei auch die übliche Beichtformel gern gebraucht, ohne daß sie das Abendmahl zur glaubenslosen Bußübung oder zur blind gehorchenden Gesetzeserfüllung entstellte hätte. Die Beichte kann uns den Zugang zum Kreuz Jesu

öffnen, indem sie uns daran erinnert, daß das ganze Wirken und Leiden Jesu auf das göttliche Vergeben gegründet war, und sie kann uns das gläubige Denken und Handeln erleichtern, wenn sie die sich selbst bewundernde Hoffart durch das wahrheitsernste Bekenntnis zur menschlichen Art, und das bedeutet zur menschlichen Sündhaftigkeit, verdrängt. Dem hier Gesagten hat ein Geistlicher, der die Privatbeichte zur Sitte machen möchte, entgegengehalten: Die Beichte sei der Vorgang, durch den wir das hochzeitliche Kleid empfangen, ohne das wir am Fest des Königs nicht teilnehmen können. Dieser Antwort fehlte sowohl die deutliche Wahrnehmung dessen, was wirklich bei unseren Beichtgottesdiensten geschieht, als auch die Aufmerksamkeit für Jesu Wort. Diese Berufung auf das Gleichnis Jesu, durch das er das Fest Gottes beschreibt, ist zwar nicht schon deshalb falsch, weil Jesus hier nicht vom Abendmahl, sondern vom letzten Tag gesprochen hat, der die Herrlichkeit der Herrschaft Gottes offenbaren wird. Es ist aber kein Fehlgriff, wenn wir unter die Norm, nach der die kommende, alles vollendende Gnade an uns handeln wird, auch das stellen, was wir jetzt in unseren Gottesdiensten tun. Es entsteht aber eine ernsthafte Abweichung vom Wort Jesu, wenn die in unserer Beichte übliche Beschreibung und Bejahung der Sünde als das Hochzeitskleid gewertet wird, von dem Jesus spricht. Wer die Ladung zum Festmahl des Königs empfangen hat und damit nichts anderes gewinnt als das Ja zu dem die Sünde beschreibenden Wort, hat Jesus den Gehorsam versagt. Was er durch seine Ladung von uns verlangt und uns gibt, ist das Ja des Gehorsams zum göttlichen Gebot. Es ist auch nicht richtig, daß das Hochzeitskleid durch die Verkündigung der göttlichen Vergebung empfangen werde. Verkündigt war diese auch dem von Jesus Gerichteten, da ihm ja eben dadurch, daß er geladen ist, die Vergebung angeboten ist. Die Beichtformel ist auch deshalb unzulänglich, weil sie nur von den Sünden spricht, die aus dem natürlichen Trieb entstehen. Dagegen spricht dieses Gleichnis Jesu, wie das vom verdummten Salz und das vom vergrabenen Talent, von jener Verkündigung, die an der empfangenen Gabe der Gnade ent-

steht, wenn wir sie unfruchtbar machen und mit ihr unseren verkehrten Willen stärken. Nicht schon die verkündete, sondern die geglaubte Vergebung macht uns zu Gottes Gast, und dies dann, wenn der Glaube nicht tot ist, sondern unser Handeln bestimmt. Zum Glauben ist uns aber der Grund nicht durch die Versicherung des Geistlichen gegeben, auch wenn er als „ein verordneter Diener der christlichen Kirche“ spricht, sondern dazu ist uns das Abendmahl gegeben, das uns den Christus zeigt. Dort ist uns der Grund zum Glauben dargereicht, und deshalb weil er uns dort gegeben ist, spricht Jesus über den, der das Gegebene umsonst empfing, jenes Urtheil, das sein Gleichnis mit so durchsichtigem Wort und erschütternder Kraft ausspricht.

Der Schüler und der Lehrer

Ich war etwa fünfjährig und wanderte täglich in die Kleinkinderschule, gegen den kräftigen Winter meiner Vaterstadt durch einen violetten, mit Watte verdickten Mantel geschützt. Da sich ein Knabe, der aus einem reicheren Hause stammte, über meinen Mantel lustig machte, antwortete ich ihm zornig: „Meine Mutter hat mir diesen Mantel gegeben, und was meine Mutter tut, ist recht.“ Dieser Vorgang lebt nicht durch direkte Erinnerung in mir, sondern deshalb, weil die Lehrerin ihn meiner Mutter erzählt hat. Ich stelle ihn meinem Rückblick auf die Schulzeit voran, weil er mir zeigt, wie wohlgerüstet ich in die Welt hineintrat, die sich mir mit der Schule öffnete. Zwischen dieser neuen Welt und dem Elternhaus bestand ein tiefer Gegensatz. In der Schule regierte das Gesetz, im Elternhaus die Liebe. Das Mittel, das die Schule verwendete, um die Jugend ihrem Zwang gefügig zu machen, war der Ehrgeiz. Das machte sie des Scheins und der Lüge bedürftig. Zu Hause gab es keine Bühne, auf der wir uns ausstellten; jeder war hier, was er war, und niemand log. In diesen beiden so verschiedenen Welten zu leben, bedeutete Kampf. Die Schule konnte aber nicht stärker als das Elternhaus werden und meinen Anteil an diesem zwar beschränken, aber nicht zerstören. „Was meine Mutter tut, ist recht.“ Zu dem, was das Haus mir bot, war, schon ehe ich in die Schule trat, ein festes Vertrauen entstanden, und diesen „Glauben“ bezwang die Schule nicht. War dieses Vertrauen nicht auch wirksam daran beteiligt, daß mir der auf Gott gerichtete Glaube gegeben ward? „Wie könnt ihr Gott lieben, wenn ihr die Brüder nicht liebt?“ sagte Johannes. Steht es nicht mit dem Glauben ebenso? Wie können wir Gott glauben, wenn wir keinen Menschen kennen, dem wir trauen?

Noch alle meine Lehrer sehe ich vor mir, sogar die beiden Fräulein, zu denen ich als Fünfjähriger in die Kleinkinderschule ging, und das Fräulein, das Sonntagschule hielt, dann Jahr um Jahr alle meine Lehrer, bis hinab zu den beiden Turnlehrern, deren pädagogische Ungeschicklichkeit es mir leicht machte, mich an ihnen vorbeizudrücken, und zum Musiklehrer, der jedesmal, wenn ich den Mund auftat, pünktlich schrie: „Es singt jemand falsch,“ worauf ich sofort schwieg, bis zum Zeichenlehrer des Gymnasiums, der mich einmal, als er neben meiner schlimm mißhandelten Zeichnung saß, mit der Erklärung überraschte: „Ich weiß, du hältst mich nicht für fromm; weißt du auch, was fromm bedeutet?“ und, als ich keine Definition für dieses Wort bei der Hand hatte, mir erläuterte, wann man ein Pferd „fromm“ nenne. Ebenso habe ich alle Universitätslehrer noch vor mir, in deren Hörsaal ich geraten bin. Nicht viel von dem, was sie sagten, steht deutlich in meiner Erinnerung; unauslöschlich aber trage ich ihr Bild in mir, das mir zeigt, was die gewesen sind, die mich lehrten. Einst überraschte Albert Sozin seine beiden Zuhörer mit der Erklärung, er werde uns während des Winters seine vulgär-arabische Grammatik vortragen, da wir sie sonst nirgends hören könnten. Was er uns damals vortrug, davon weiß ich wenig mehr. Aber ein Bild von Sozin, das nicht nur sein Wissen, sondern auch seinen inwendigen Lebensstand widerspiegelt, besitze ich, und das gilt noch mehr von denjenigen Lehrern, die über Bedeutsameres sprachen als über den Unterschied, der zwischen dem gesprochenen und dem literarischen Arabisch besteht.

Es war nicht nur bei mir so, daß jede der seltenen persönlichen Berührungen mit meinen Lehrern mit mächtiger Stoßkraft ein unvergängliches Erlebnis schuf. Wenn die, die zu mir als Schüler kamen, eine Kopie von mir auf ihre Bühne stellten, so war keine Deutung nötig, damit sie erkannt werde. Wäre aber dem Darsteller die Aufgabe gestellt worden, meine Theologie zu reproduzieren, so wäre sie sicher von ihm mit geringerem Erfolg gelöst worden.

Nachdem ein paar Wochen vergangen waren, seit ich als noch nicht sechsjähriges Bublein in die Schule kam, ging der Lehrer mit uns

spazieren. Das Vergnügen endete freilich rascher, als es mir lieb war. Kaum waren wir oberhalb der Stadt, so setzten wir uns an den Rain. Aber nun geschah etwas Unerwartetes. Der Lehrer hatte seinen Hund, einen Spitz, mitgenommen, und nun scherzte er mit seinem Spitz und liebte ihn. Der Lehrer konnte freundlich sein! Mit seinem Hunde war er es; es auch mit uns zu sein, verbot ihm die Würde seines Amts. Die erstaunten Kinder Augen, die plötzlich wahrnahmen, daß der Lehrer im Verkehr mit seinem Hunde konnte, was er im Umgang mit uns nicht konnte, beschenkten mich mit einer Entdeckung, die mir für immer wertvoll blieb.

Alle meine Erinnerungen und Beobachtungen zogen mich vom rationalistischen Betrieb der Schule weg. Dieser prüfte bei der Erteilung des Lehramts nur die intellektuelle Fähigkeit des Mannes und behandelte das, was er selber war, als gleichgültig für den Schulbetrieb, obgleich das Kind von dem ihm mitgeteilten Wissen wenig, dagegen von dem, was der Mann war, einen unvergänglichen Eindruck behält. Sogar auf der höchsten Stufe des Lehramts, bei der Mitgliedschaft in der Hochschule, sogar beim theologischen Lehramt, verdrängte die Frage nach dem Umfang des Wissens jede andere Erwägung; höchstens wurde noch nach der sogenannten „Lehrbegabung“ gefragt. Ein anderes Verfahren fand innerhalb meiner Erfahrung nur bei meinem Übergang in die wissenschaftliche Arbeit statt. In Bern, wo ich neben der Lehrarbeit als Privatdozent noch Religionsunterricht in den christlichen Schulen zu geben hatte, bezog sich sowohl die persönliche Begegnung mit dem Direktor des freien Gymnasiums, Theodor von Lerber, als die Verhandlung in dem größeren Kreis, der über meine Berufung entschied, ernst und offen auf die Art und die Schranken meines christlichen Besitzes, und auch in Berlin, als wir uns über meinen Übergang in die deutsche Arbeit berieten, kamen in der Unterredung mit dem Minister Gösler letzte Gründe und Ziele meiner Theologie zur Sprache. Ich heiße dies nicht eine unbefugte Einmischung in mein inneres Leben oder eine Beschränkung meiner Freiheit. Jedem, dem ein Lehramt übergeben wird, wird damit ein Vertrauen erwiesen,

das sich nur auf das gründen kann, was Jesus „den guten Schatz des Herzens“ nennt.

Das Gymnasium¹ führte mich zu Franz Misteli, einem jungen Philologen, der in den ersten beiden Klassen das Lateinische lehrte, aber auch in den folgenden vier Jahren mein Griechisch leitete, da er regelmäßig am Sonntag von 11—12 einen Griechen mit mir las. So kam es, daß der erste griechische Text, den ich entzifferte, Hesiods „Werke und Tage“ gewesen sind. Den Verkehr Mistelis mit mir ordnete weder jene Ethik, die das Elternhaus besaß, dem die Liebesregel Jesu die Gemeinschaft gab, noch jene, die sonst in der Schule die Geltung hatte. Sonst war an den Lehrern nur die eudämonistische Pflege des eigenen Wohls sichtbar, wodurch aus dem Lehramt ein Geschäft wurde, dessen letztes Ziel der Empfang des Lohns zur Erhaltung des Lebens war. Über diese Stufe des Lehrens erhob sich die selbstlose Freigebigkeit, mit der mir Misteli seine Zeit und sein Wissen schenkte, weit. Eine starke Liebe lebte in ihm, die der Wissenschaft galt, und der Gegenstand, auf den sein nach Wissen begehrender Wille gerichtet war, war die Sprache. In seiner Bildungszeit, dem Anfang der sechziger Jahre, war der Zusammenhang der indogermanischen Sprachen miteinander schon klar erfaßt und damit ein unabsehbares Gebiet zu neuer Forschung aufgeschlossen, der Misteli eine starke Liebe widmete. Durch ihre physische Seite nötigt die Sprache den, der sie erforscht, zur exakten Beobachtung, und gleichzeitig bringt uns die Sprache, da sie das inwendige Erlebnis des Menschen kundtut, die Berührung mit dem Tiefsten, was in der menschlichen Geschichte entsteht. Daher trat, weil ein Sprachforscher mich Lateinisch lehrte, das Wesen und Gesetz der wissenschaftlichen Arbeit in mein Sehfeld hinein, und der Ernst, mit dem Misteli den wissenschaftlichen Willen besaß und in mir erweckte, führte zur persönlichen Gemeinschaft zwischen ihm und mir. Dem Forscher war der willige Schüler wert. Eine Zeitlang

¹ Der Aufbau der St. Gallischen Schulen war damals so: 4 Jahre Elementarschule, 2 Jahre Realschule, 7 Jahre Gymnasium. Ich war aber drei Jahre in der Realschule (zuletzt mit Latein) und trat in die zweite Klasse des Gymnasiums ein. Ich war somit vom Frühling 1865 bis Frühling 1871 Gymnasiast.

Kam ihm auch der Gedanke, daß er mich in sein eigenes Arbeitsgebiet einführen könnte. Aber auch, als ich sein Anerbieten, mich dadurch zum Sprachforscher auszubilden, daß er mich das Sanskrit lehrte, ablehnte und statt dessen Hebräisch lernte und Theologe wurde, versagte er mir seine Gemeinschaft nicht.

Da uns Misteli nicht nur am Laut der Sprache die Gesetzmäßigkeit zeigte, die die Sprache mit Naturprozessen vergleichbar macht, sondern uns auch mit dem Inhalt der von uns gelesenen Schriftstücke beschäftigte, übte Cäsars Darstellung der gallischen Kriege auf mich eine große Wirkung aus. Sie ist in ihrem trockenen Diplomatenstil zunächst nicht sehr geeignet, Knaben zu fesseln; unter Mistelis Anleitung wurde uns aber das von Cäsar Berichtete nach seinem Verlauf deutlich und nach seinem Zusammenhang verständlich. Als der Vater uns Kinder in die Natur hinausführte und uns auf die Landschaft und die Pflanzen aufmerksam machte, begann ich sehen zu lernen; als uns Misteli Cäsar deutete, kam zum Sehen das Hören und Lesen hinzu.

Was es bedeutet, ob wir lesen lernen, zeigte mir das Gymnasium durch die Ode der vier folgenden Jahre nachdrücklich. Rührte sie nicht daher, daß die Lehrer nicht lesen konnten? Hier bestand das Lesen darin, daß wir an die Stelle der fremden deutsche Worte setzten. Eine andere Berührung mit dem Text gab es nicht. Der Lehrer des Griechischen las Homer so, daß wir zuerst die deutschen Worte lieferten und er darauf noch eine lateinische Übertragung gab. Darin zeigte sich der Wechsel der Geschlechter, der zwischen dem alten und dem jungen Pädagogen lag. Der alte stand noch im Bann des klassischen Ideals, für das die Sprache das Mittel zu tändelnder Rhetorik war. Mir schien die Fertigkeit, Homer auch noch lateinisch zu machen, eine brotlose Kunst. Dafür las ich ihn für mich zu Hause ganz. In einer der oberen Klassen wurde eine der Advokatenreden Ciceros gelesen; der Stoff wäre einer fruchtbaren Behandlung leicht fähig gewesen, da das, was sich auf dem römischen Forum zutrug, einen Knaben wohl fesseln kann. Wenn aber die deutschen Worte eingesetzt waren, so hielt der Lehrer seine Arbeit

für getan. In der letzten Klasse legte sich über die Lektüre von Tacitus bleierne Langeweile. Hatte der Lehrer Tacitus angehört, wenn er die Langeweile aus seinem Zimmer nicht verschrecken konnte? Dergleichen machte deutlich, daß uns eine große Gabe beschert ist, wenn wir hören und lesen lernten, und daß sie uns versagt bleibt, bis die eudämonistische Ethik, die uns in uns selbst verschließt, gesprengt ist. Wie soll ein Lehrer lesen können, wenn er in seiner Arbeit nicht mehr sieht als sein Geschäft? Das Hören ist die erste, einfachste Äußerung der Liebe, wie es die Bedingung des Glaubens ist.

Peinlich und doch wieder in ihrer Weise fruchtbar war die Tatsache, daß in allen Schulzimmern, in denen der Sprache ihr Inhalt gestohlen wurde, die Zucht rettungslos zusammenbrach.

Dem naturwissenschaftlichen Unterricht war ein beträchtlicher Raum zugewiesen, und da ich durch unsere Wanderfahrten die Pflanzenwelt der Heimat etwas kannte, wäre es denkbar gewesen, daß mich die Schule zur Naturforschung angeleitet hätte. Es fehlte aber dem Unterricht noch zu sehr die Anschauung; er blieb in großem Maß Gedächtnisübung. Daher gab die Schule auch die Anleitung zur Technik nicht, die zum Studium der Natur notwendig ist, und aus mir selbst eignete ich mir Technisches nicht an. Mein Bruder ist dagegen Naturforscher geworden und es neben seiner kaufmännischen Arbeit und neben seiner Zeit fordernden Tätigkeit für den Staat immer geblieben.

Es war seltsam, in welchem Maß die Schule damals noch die Anschauung ausschloß. Wir lasen z. B. in einer oberen Klasse Lessings Laokoon, jedoch ohne daß uns eine Abbildung der Laokoongruppe gezeigt wurde. Einst nahm mich ein älterer Gymnasiast in die Werkstatt eines Bildhauers mit, an deren Wand eine große Kohlezeichnung der Laokoongruppe hing. Staunend stand ich vor ihr und holte mir einen nicht erlöschenden Eindruck, während sich die mit der Lektüre Lessings gefüllten Stunden mir in der Rückschau als völlige Leere darstellen.

Oft lehre ich bei meinen Erinnerungen an die Schule zu denjenigen

Vorgängen zurück, durch die mir das Wunder der in uns aufleuchtenden Erkenntnis zuteil wurde. Uns Zwölfjährigen sagte einmal unser Mathematiklehrer: „Ihr könnt den Weltraum nicht schließen; wenn ihr eine Wand in ihn hineinbaut, so ist immer hinter ihr wieder ein Raum.“ Wirklich! so war es, das Raumbild, das ich in mir trug, ließ sich nicht abschließen, sondern zeigte Unendlichkeit.

Im Gymnasium gab es Religionsunterricht durch einen Hegelianer, der sich aus dem Pfarramt in die Schule geflüchtet hatte. Deshalb waren bisher die Stunden öde geblieben; aber nun kamen wir an den griechischen Text des Paulus, und die Stunden gewannen dadurch Wert, daß sie mich mit dem griechischen Galaterbrief zusammenbrachten. Einmal ging aber die Wirkung der Stunde über das Griechischlernen hinaus, als wir bei Gal. 3, 28 standen: „Hier gibt es nicht Juden und Griechen, nicht Knechte und Freie, nicht Männliches und Weibliches.“ Sonst schüttelte mein guter Philosoph bei den Worten des Paulus verlegen seinen Kopf; gerechtfertigt werden aus dem Glauben, — was war das? Hier aber wurde er warm. Bewundernd sah er zu Paulus auf, der sich über den Drang der sinnlichen Begehrung und über die von der Geschichte befestigten Grenzen in die Freiheit erhob. Es gab somit auch für einen Hegelianer, der mit seinen Begriffen den Weltlauf umspannte, bei Paulus Dinge, die ihn zum Staunen brachten, und das, was diesen Eindruck auf ihn machte, war die Freiheit des Paulus. Sie mußte also etwas wunderbar Großes sein, und ich habe nachher einigermaßen geahnt, wie mächtig die Gewißheit Gottes und wie leuchtend der Blick auf Christus war, die Paulus in seinem Verkehr mit allen Menschen zum freien Mann machten und auch den von ihm gesammelten Gemeinden mit der festesten Gemeinschaft zugleich die Freiheit gaben.

Mein philologischer Lehrer Misteli war von seiner Jugend her Katholik, innerlich aber ganz von seiner Kirche gelöst. Dennoch vermied er es mit zarter Zurückhaltung, mein religiöses Verhalten zu stören. Einmal gab er mir in der Meinung, daß der, der studieren wolle, wissen müsse, wie seine religiösen Gedanken begründet seien, eine geschickt verfaßte katholische Apologie des Christentums, die ich mit

großem Interesse las. Als ich sie ihm zurückbrachte, sagte er: „Das Buch verteidigt seinen Standpunkt gewandt; aber es fehlt dadurch, daß es auch das noch verteidigt, was sich nicht verteidigen läßt, z. B. daß Eva aus der Rippe Adams gemacht worden sei.“ Wie war es nun? Dies stand doch in der Bibel; ließ es sich verteidigen? Nein. Dann konnte ich mich aber nicht nur vor die Bibel setzen und hören, was sie sagte. Es galt aufzumerken und zu unterscheiden zwischen dem, was mein Besitz werden konnte, und dem, was ich mir nicht aneignen und nicht verteidigen durfte, weil ihm andere, seither uns gezeigte Wahrheit widersprach. Dadurch wurde aber aus dem Verständnis und dem Gebrauch der Bibel eine gewaltige, spannende Arbeit. Ich spürte: eine Bibel zu haben, das war kein müheloser Besitz.

In der Philosophiestunde war Cartesius an der Reihe, und der Lehrer bemühte sich, der störrigen Klasse jenen Beweis für das Dasein Gottes zu verdeutlichen, den wir den ontologischen nennen. Dieser beweist das Dasein Gottes dadurch, daß wir ihn, wenn wir ihn denken, notwendig als seiend denken. Als sich der Lehrer umsonst bemühte, einem Kameraden den Beweis verständlich zu machen, sagte ich: „Wenn wir ihn denken, müssen wir ihn als seiend denken; mehr ist nicht bewiesen.“ Ich habe selbständig den ontologischen Beweis in derselben Weise kritisiert, wie es Kant getan hat.

Im psychologischen Unterricht wurde nach der Hegelschen Methode von den seelischen Vorgängen bewiesen, daß sie durch eine emporsteigende Bewegung mit Notwendigkeit hervorgebracht werden. Ich sollte den vom Lehrer gewollten Beweis für die Entstehung des Heimwehs führen, empfing aber dabei die starke Empfindung: dieses Beweisverfahren ist Unsinn, und ich war für immer vom Versuch befreit, das unergründliche Geheimnis des seelischen Lebens in mehr Begriffsnetz zu spannen.

Als ich 1871 im Frühling zum erstenmal auf die Universität nach Basel fuhr, traf es sich, daß der Geistliche, von dem ich schon gesprochen habe, weil er der Seelsorger meiner Mutter war, eine Strecke weit mit mir fuhr. „Du wirst nun Philosophie studieren,“

sagte er; „das ist sehr interessant für den, der den Glauben noch nicht gefunden hat; dem aber, der zum Glauben gekommen ist, wird dieses Studium zum Überdruß und zur Plage.“ Mächtig erklang in mir: „Das ist falsch“. Vermutlich ist jetzt meine Formel, in die ich diesen Widerspruch fasse, klarer als die, die ich am Schluß meiner Schulzeit zu bilden vermochte. Ich war, so würde ich jetzt sagen, von der eigensüchtigen Enge dieses Urteils verletzt, das einen Vorgang nur dann anziehend fand, wenn er mir selbst Gewinn brachte. War nicht die Philosophie ein wirksames Glied in der Geschichte unseres Volks und der gesamten Menschheit? War sie nicht deshalb der sorgfältigen Aufmerksamkeit wert, auch wenn sie mir selbst keinen Gewinn eintrug?

In immer neuer Gestalt warb der Idealismus um mich. Im Gymnasium wurde uns im Unterricht über die Philosophie die Hegelsche Idee gezeigt, die aus dem reinen Sein durch ihre Bewegung durch den Satz und Gegensatz hindurch sowohl die Natur als die Geschichte hervorgehen ließ. Gleichzeitig stand ich im Verkehr mit meinem Philologen und dieser war Kantianer. Die Arbeitsweise der beiden Männer gab dem Unterschied des kritischen vom spekulierenden Idealismus große Deutlichkeit. Mein Hegelianer war eine behagliche Gestalt, mit Gelehrsamkeit nicht übermäßig belastet. Er sah das wirkliche Geschehen nur aus der Ferne und war damit beruhigt, daß er die Fülle der Wirklichkeit durch seine leeren „Begriffe“ begriff. Mein Kantianer stand in engster Fühlung mit der Unermeßlichkeit der Vorgänge, die seine Wissenschaft bildeten, und war ein rastloser Arbeiter. Das Ziel seines arbeitsamen Forschens war aber wie beim Hegelianer, daß er über die Dinge dadurch Herr werde, daß er sie in ihrem Werden begriff. In Basel saßen wir nun eifrig und andächtig vor Karl Steffensen, der uns zu Schelling führte. Damit erschien vor dem Philosophen der Wille, der Fall und Schuld hervorbringt und sich durch keine Erklärung beherrschen läßt. Damit verwandelte sich die Zuversicht, mit der alles Geschehen entweder spekulativ durchleuchtet oder kritisch gemessen wurde, in ein Staunen, das die uns gezeigte Welt als ein tiefes Rätsel empfand. Neben

Steffensen stand Eucken, der damals noch Aristoteliker war. Zeigte uns Steffensen die Endgestalt der idealistischen Religiosität, so verdeutlichte uns Eucken ihren jugendfrischen Anfang, bei dem sie noch jedes unserer Beobachtung zugängliche Gebiet mit dem frohen Mut betrat, es sei unserem Begreifen zugänglich und wachse willig in die Einheit eines vollendeten Systems hinein. Wir hatten aber auch den Übergang des Idealismus in den Pessimismus vor Augen; denn den geschichtlichen Unterricht empfangen wir von Jakob Burckhardt. Sein Pessimismus hatte verbende Kraft; denn er war nicht verdrossene Grämlichkeit, sondern tapfer zurückgebrängter Ernst, war aber bei allen meisterhaft gezeichneten Bildern der geschichtlichen Vorgänge der stets verwendete Maßstab und das letzte Wort.

So wurde mir das ganze, an Wechsel und Wandlungen reiche Schicksal des Idealismus gezeigt, mit dem Ergebnis, daß er nicht imstande war, mich sich zu unterwerfen. Die kritische Kraft jedes Systems reichte aus, um das andere zu vernichten. Am Schluß meiner idealistischen Versuche wandte ich mich noch zu Spinoza. Ich sah in ihm den stärksten Gegensatz zur christlichen Deutung des Lebens und die einfachste Form des Idealismus, da er von der „Idee“ einzig die Mathematik festgehalten hat. War nicht durch die Zurückleitung des ganzen natürlichen und geistigen Geschehens auf die mathematisch geregelten Veränderungen im Raum derjenige Teil unserer Gedanken bejaht, der Sicherheit und Geltung besaß? Aber der Versuch, Spinozist zu werden, mußte scheitern; denn er beruhte auf einer Selbsttäuschung. Spinoza betrieb die Ausrottung des Willens durch den Denkkraft. Dieses mystische „Entwerden“ war aber nicht das, was ich suchte. Wer in der Christenheit aufgewachsen ist, will nicht sterben, sondern verlangt nach Leben. Ich gab den Versuch bald wieder auf, nichts anderes als eine mathematische Maschine zu sein.

Die Wanderung durch die im Zickzack verlaufenden Wege des Idealismus schuf zunächst eine Entfernung vom theologischen Stoff. Doch waren auch die in Basel verlebten Jahre nicht ganz von theologischen Erwerbungen leer. Ich suchte damals meinen Verkehr in einem

Kleinen studentischen Kreis, in dem wir einander kleine wissenschaftliche Studien vorlegten. Da ich meinen Kameraden erzählen wollte, was bei der Begegnung Luthers mit Zwingli in Marburg geschehen war, sah ich die zürcherischen Berichte darüber an und stieß auf Luthers Wort: „Wenn mir Gott Holzapfel zu essen befähle, so täte ich es.“ Da sah ich, was Glaube sei, geschlossene Einigung mit dem, was als göttlich erkannt ist, im Unterschied von den uns die Erkenntnis gewährenden Vorgängen. Damals bekam ich das Auge für das, was mit dem Glauben in uns geschieht.

Im Winter 1873/74 saß ich in Tübingen vor Beck, während er den Römerbrief besprach. Als er bei Röm. 2, 17—24 war, sprach er zuerst, wie der Text es verlangte, von der Judenthümlichkeit, wandte ihn dann aber plötzlich zur Christenheit hinüber: Du heißt dich Christ und verläßt dich auf das Evangelium und rühmst dich Gottes und lehrst die andern, nicht aber dich selbst, und nun traf das Bußwort des Paulus die Christenheit. Hatte Paulus nicht recht, wenn er aus dem Riß, der das Gesetz vom Verhalten, den laut verkündeten Anspruch von der Leistung trennt, die Anklage gegen die Juden machte? Und hatte nicht auch Beck recht, wenn er denselben Riß in der Christenheit sah? Widersprach nicht auch ihrem Anspruch, erlöst und gerechtfertigt zu sein, der Tatbestand ihres Lebens? Wieder fiel ein Lichtstrahl auf das von Gott uns bereitete Ziel, diesmal nicht nur so, daß in seinem Glanz ewige Höhen aufleuchteten, sondern so, daß er meinem Denken und Wollen das zeigte, was errungen werden muß. Aus dem Gedanken und dem Willen der Kirche mußte eine Einheit werden, und ihre Ethik durfte uns nicht nur Ideale und Normen zeigen, sondern mußte das aussprechen, was uns gegeben ist. Aus Becks Wiedergabe von Röm. 2 sprang aber sofort die Kritik der Reformation heraus. Von nun an verbot mir Röm. 2, reformiert oder lutherisch zu werden. Ins alte Tübingen, in dem jedermann den wahren, reinen Glauben besaß und gleichzeitig im Oberamtmannshaus ein Gewaltmensch und im Häuschen der unteren Stadt ein Dieb saß, beide jedoch unzweifelhaft rechtgläubig und lutherisch, durften wir nicht rückwärts

wandern. Die Wallfahrt sowohl zu Löhe nach Neuendettelsau als zu Abraham Kuyper nach Amsterdam war mir durch denselben Grund untersagt, der es Paulus verbot, Jude zu sein.

Die Vorgänge, durch die ich aus dem Pfarramt in die Universität hinübergeführt wurde, zeigten klar, daß das Hauptstück meines Berufs das Lehren sei. Die jungen Berner, die sich für den Dienst in der Kirche rüsteten, brauchten Unterricht, den ihnen die damalige Fakultät nur ungenügend gab, obwohl die Sitte sie für ihre ganze Studienzeit an die bernische Anstalt band. Darum verlangte die christliche Gruppe in der Stadt nach einer Erweiterung ihres Unterrichts, und zu diesem Zweck berief sie mich. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei den späteren Berufungen. In Greifswald hatte Cremers Lehrtätigkeit großen Umfang gewonnen, und er rief mich, weil er für sie einen Mitarbeiter nötig hatte, der seine Hörer in das Neue Testament einführte. Die Einrede der Konservativen gegen Harnack war an der Weise entstanden, wie er die Studierenden leitete, und die Errichtung der neuen Professur in Berlin war im Blick auf die heranwachsende Geistlichkeit geschehen. Derselbe Gedanke bewegte auch die, die in Württemberg den neuen Lehrstuhl von ihrem König erbeten hatten, der dann mir übergeben wurde. In allen meinen Stellungen war das Lehren das Hauptstück meiner Pflicht.

Lehren! wie sollte ich das machen? Eine pädagogische Theorie besaß ich nicht. Zwar hatte ich nach der Sitt., die für die Theologiestudenten gültig war, eine Geschichte der Pädagogik gehört. Ein Philosoph erzählte sie nach den Regeln der „Wissenschaft“. Folgerichtig begann er an der entlegensten Stelle, nämlich in China, verweilte lange bei den Griechen, und als das achtzehnte Jahrhundert herbeikam, war das Semester zu Ende. Das half mir nicht. Ich hatte aber Beispiele, und das Beispiel gewährt uns mehr als die Theorie, für meine Gymnasiasten und Lehramtskandidaten Misteli, für meine Studenten die Weise, wie Steffensen uns mit feierlicher Andacht vor die Reihe der Philosophen gestellt hatte, damit wir ihr Bild empfangen, und wie Jakob Burckhardt mit seiner herrlichen Phantasie

uns Vorgänge wie die Renaissance oder die napoleonische Periode vergegenwärtigt hatte.

Was ich zu lehren habe, darüber gab es kein Schwanken. Lesen sollte die zu mir kommende Jugend lernen, nicht irgendein Buch, sondern „das Buch“, das Neue Testament. Um sie lesen zu lehren, besaß ich wieder nur ein einziges Mittel, das Beispiel. Ich mußte es für sie und mit ihnen lesen. Der nach innen gekehrte Vorgang am Lesen ist das Hören. Das war somit meine Amtspflicht und der von mir zu erfüllende Gottesdienst, auf Jesus und seine Boten zu hören, so zu hören, daß ihr Gedanke mein Gedanke und ihr Wort mein Wort wurde. Dann ging es auch in die Jugend hinein. War nicht die Gewährung dieses Amtes ein Grund zu nie endender Dankbarkeit? Für die Jugend da zu sein, damit sie das Neue Testament lesen lerne, das war mein Geschäft. Es war jedesmal ein verwerfliches Verhalten, wenn ich es nicht froh betrieb.

Das Hören wird gestört, wenn uns ein Gewirr von Stimmen gleichzeitig bestürmt. Stille ist die Bedingung des Hörens; es verlangt die Beschränkung des Verkehrs auf den, der jetzt zu uns spricht. Mein Lehramt an der Universität zog aber gleichzeitig meinen Blick in eine unermessliche Weite hinaus. Die, die sich für den Dienst der Kirche rüsteten, mußten zu den Boten Jesu geführt werden, damit sie ihre Hörer werden; sie mußten aber auch in die Welt eingeführt werden, an der sie ihre Arbeit zu tun hatten, mußten die Geschichte sehen, die ihnen ihren Platz schuf, und die Kirche mit den sie bewegenden Anliegen und Gedanken kennen. Wandten wir uns nach dieser Seite, so umdrängte den Lehrenden und die Lernenden ein vielstimmiger Chor von zu uns Redenden. Aber gerade daraus entstand die dringende Notwendigkeit, nicht bloß diesen Chor zu hören, sondern mit kräftiger Wendung des Blicks und mit festem Verschuß des Ohrs gegen alles andere sich dem hinzugeben, der die Kirche schuf und durch den sie lebt.

Ich hatte auch dann kein anderes Ziel, als sich mein Lehramt über mein Schulzimmer hinaus erweiterte, weil bernische Christen mich baten, sie zu Paulus zu führen, und der Druck mein Lehramt von

den örtlichen Grenzen freimachte¹. Auch jetzt hatte ich nur das eine Ziel: zu lesen, das Neue Testament zu lesen, nicht nur andere über dasselbe reden zu hören, auch nicht nur unseren Gedanken zuzuhören, die am Neuen Testament entstehen, sondern die zu hören, deren Wort uns durch die neutestamentlichen Schriften erreicht. Damit ist uns der Weg zum Glauben gezeigt. Unser Hören führt uns zum Glauben, und daß wir hören, das ist unsere Gerechtigkeit vor Gott.

War das Wissenschaft? Wir Berner begehrten nach Wissenschaft. Wir riefen die Studierenden nicht von der Hochschule weg, schufen nicht eine eigene Anstalt für sie, ähnlich wie für die Lehrer und Lehrerinnen eigene Anstalten errichtet worden waren, sondern unser Plan war, uns an der der Hochschule aufgetragenen Arbeit als Glieder ihres Lehrkörpers zu beteiligen. Vielleicht sagte ich noch etwas eifriger als die Berner Freunde, daß nicht nur die Studierenden, sondern die gesamte Kirche Theologie, zur Wissenschaft ausgereifte Erkenntnis, bedürfe. Mir stellte es sich als eine Täuschung dar, wenn man in christlichen Kreisen meinte, sie könnten ohne Theologie bestehen und auch ohne sie ihren Dienst richtig tun. Sie wandten sich damit nur gegen eine einzelne, eben jetzt hervortretende Art von Theologie, verbargen sich aber, daß auch sie eine Theologie vertraten und von ihr lebten, nicht von der, die jetzt in den Fakultäten gelehrt wurde, sondern von derjenigen der alten Kirche oder auch von der, die sie sich selbst erwarben. Die Abweisung der einen Theologie zugunsten der anderen ist aber ein theologisches Urteil, das zerfallen muß, wenn es nicht durch wissenschaftliche Arbeit die Begründung bekommt. Ohne diese bringen uns unsere theologischen Urteile in die Gefahr, daß wir uns in den engen Kreis unserer eigenen Erfahrung einschließen, uns eine eigene Welt und eigene Kirche konstruieren und dadurch die Gemeinschaft zerreißen, durch die uns Gott die Gaben seiner Gnade gibt und für die er uns seine Erkenntnis verleiht. Allein eben dies, daß ich das Neue Testament für mich und mit der Jugend und der Kirche in der Absicht las, daß es uns

¹ Aus den für die Berner gehaltenen Reden über den Römer- und den Hebräerbrief entstanden meine „Erläuterungen zum Neuen Testament“.

sage, was es sagt, und keine fremde Stimme sich einmische, gab meinem Lehren das Merkmal echter Wissenschaftlichkeit. Diese verlangt von uns die Entsagung, die die in uns schon befestigten Vorstellungen und die uns treibenden Begehrungen verdrängt, so daß wir uns entschlossen unserem Gegenstand hingeben. Sie verlangt von uns die Wahrnehmung, die die Wurzel alles Denkens ist. Auch zum Urteil beruft sie uns, durch das das Empfangene zu unserem eigenen Besitz gemacht wird. Unser Urteil ist aber der zweite Vorgang, der nur dann nicht Wahn erzeugt, wenn wir zuerst das Wahrnehmen keusch und entschlossen vollzogen haben. Und nun wenden wir, wenn wir das Neue Testament lesen, unser Ohr zum inhaltsvollsten und mächtigsten Wort hin, das je gesprochen worden ist, zu dem, das uns die Verheißung gibt, hier offenbare sich uns Gott, und er zeige uns hier nicht ein einzelnes seiner Werke, sondern die Herrlichkeit seiner alles vollendenden Gnade. Hier zu hören ist Wissenschaft.

Ungezählte Male trat mir die Einrede entgegen, das, worin ich meinen Beruf erkannte, sei unmöglich. Gibt es wirklich ein Hören, das etwas anderes ist als die Angleichung des Gesagten an unsere eigenen Gedanken? Sind wir nicht in jeder Wahrnehmung die, die das Empfangene in ihr eigenes Bild umformen? Ist es nicht ein überhohes, unerreichbares Ziel, in ein Verhältnis zum Objekt zu treten, in dem dieses sich uns zeigt? Die Schwierigkeiten, die hier zu überwinden sind, sah ich nicht nur an den neben mir Arbeitenden, sondern auch beständig an meinem eigenen Verhalten. Die Entsagung, die den ganzen in uns vorhandenen geistigen Besitz zurückdrängt, damit die Wahrnehmung entstehe, ist immer eine schwierige, oft unterlassene Tat. Dennoch, daß die Hingabe an das uns Gezeigte unsere Pflicht und in manchen Abstufungen auch das von uns zu leistende Werk sei, blieb die mich tragende Überzeugung. Der Theologe kann sie nicht aufgeben, ohne daß er aufhört, Theologe zu sein. Ist einmal von Gott die Rede, dann ist es gewiß, daß das Objekt die Macht habe, sich uns zu zeigen, und daß deshalb jede aufrichtige, ernst gemeinte Zuwendung zu ihm ihren Erfolg bei sich habe. Stär-

tend wirkte in dieser Beziehung der Blick auf die Naturwissenschaft. Mochte an dem, was wir im historischen Arbeitsfeld erreichten, immer sichtbar sein, daß es an das Sehvermögen des Forschers gebunden und dadurch geschädigt war: die Natur hat die Macht, sich uns so zu zeigen, daß wir sie sehen. Woher hat die Natur diese Macht? Sie hat sie durch Gott.

Auf den unteren Stufen des Unterrichts, wie sie mir früher das Pfarramt und dann der Religionsunterricht in den Schulen gewährte, hatte ich kein anderes Ziel als die Öffnung der Schrift, und auch im Unterricht der Studierenden blieb dies in allen Stadien meines Wegs mein erstes Anliegen. In allen fügte ich aber zum exegetischen auch noch dogmatischen Unterricht. In Bern beschäftigte sich meine Hauptvorlesung mit einem neutestamentlichen Buch, und dazu kam regelmäßig eine kleinere, die ein dogmatisches Thema bearbeitete. In Berlin verlangte die Lage, daß ich dem systematischen Unterricht die erste Stelle gab. Als ich aber auf den Versuch stieß, mir den neutestamentlichen Unterricht zu verkürzen, zog ich die Althoff gegebene Zusage wieder zurück und kam erst nach Berlin, als mir das Recht zu freier Bewegung im neutestamentlichen Gebiet gesichert war. Dazu bewogen mich nicht nur wissenschaftliche Liebhabereien, die auf einzelne Ziele der Forschung gerichtet waren, sondern die Erwägung, daß die Beseitigung der Hindernisse, die uns vom Neuen Testament trennen, die erste Bedingung für die fruchtbare Arbeit in der Kirche sei. Bei meiner Berufung nach Tübingen dachten die Bittsteller zunächst an die Belebung des praktischen Unterrichts, und dieser Wunsch berührte in der Tat eine Aufgabe, die von den Fakultäten nur unvollkommen gelöst wird. Ich blieb aber auch jetzt bei meinem Satz, daß im Blick auf die gesamte Lage der Kirche und auf das, was die Studierenden bedürfen, der Auslegung des Neuen Testaments die erste Stelle gebühre, weshalb die neue Professur den Titel „neutestamentlich“ bekam, doch so, daß mir auch das Recht zu dogmatischem Unterricht gesichert blieb. Dabei trat die Erwägung ganz zurück, ob ich die beiden Arbeitsfelder zugleich zu bestellen vermöge. Meine Lehrtätigkeit bekam

ihren Umfang lediglich durch das, was ich das Bedürfnis der Studierenden und der Kirche hieß.

Wir üben am teuren Schatz der Kirche, an der Schrift, die Treue nicht dadurch, daß wir sie nur wiederholen, sondern wir müssen den Blick auch auf unseren eigenen Zustand richten, in den uns unsere Geschichte versetzt hat. Denn aus der uns gegebenen Lage entsteht unsere Pflicht. Darum besteht unsere Ausrüstung zum Dienste Gottes darin, daß wir aus dem Verständnis der Schrift auch das Verständnis für unsere Gegenwart gewinnen, das uns zeigt, wie Gottes Werk jetzt an uns und durch uns geschieht. Dies der Kirche erkennbar zu machen, damit sie die sie einigende Erkenntnis und Liebe empfangt, ist der Beruf des Dogmatikers. Hätte ich diesen versäumt, so hätte ich aus dem Wort Jesu nur eine Erinnerung an Vergangenes gemacht, die vom eigenen Leben abgeschieden und unfruchtbar bleibt, oder ich hätte es, wenn es dennoch meinen Willen erfaßt hätte, in ein Gesetz verwandelt, das mich nur von außen bewegt hätte.

Da wir in meinem Hörsaal miteinander das Neue Testament lasen, konnte in ihm keine „Schule“ entstehen. Ich zeigte den Jungen, die zu mir wanderten, wie ich mit dem Text verkehrte, machte mich für sie zum Vorbild und ließ ihnen meine Augen, damit sie sehen lernten. Dieses Ziel war aber etwas völlig anderes als die Übertragung meiner Gedanken auf sie mit dem Anspruch, daß sie sich diese einprägen und wiederholen sollten. Darum lag mir alles an der Fruchtbarkeit der jetzt uns gemeinsam geschenkten Stunde, und ich sprach deshalb frei. Ich handelte im Hörsaal, indem ich selbst meinen Text las, mit dem Willen, daß auch meine Hörer handelten und die Wahrnehmung des vom Text ihnen Gezeigten vollzögen. Das wich von der alten Tübinger Methode ab, der ich auch mich einst, als ich dort studierte, unterzogen habe; denn ich diktierte meinen Hörern nicht einen von mir verfaßten Kommentar, der als Gesetz ihr Verständnis der Schrift fixieren sollte. Sie mußten es sich selbst erwerben, und dazu wollte ich ihnen ein Helfer sein. Indem ich den Unterricht unter dieses Ziel stellte, hoffte ich, die

Beschmutzung von ihm fernzuhalten, die sich dann an ihn heftet, wenn er die Lernenden zu einem Konkurrenzkampf verführt, weil er den Ehrgeiz als den Hebel benutzt, der sie in Bewegung bringen soll. Ich weiß kein Mittel, um den Ehrgeiz auszuschalten, als die Gemeinsamkeit der Arbeit. Sie hat das Vermögen, die Lernenden noch kräftiger zu bewegen, als es der Wunsch zu glänzen vermag. Wenn wir beide, der Lehrende und die Lernenden, uns unter das zu uns redende Worte als die Hörenden stellten, so war damit eine Gemeinsamkeit gewonnen, die den Unterricht rein erhielt. Ich habe darum neben den Vorträgen immer auch den dialogischen Unterricht gepflegt, mit dem ich schon in Bern begann und den ich über meine Enthebung von der Amtspflicht hinaus fortgesetzt habe. Dankbarkeit habe ich auf diesem Wege reichlich geerntet. Ich nenne in diesem Zusammenhang gern die Gabe, die mir von solchen, die ihre Erinnerungen an Tübingen in ihre kirchliche Arbeit hinübernahmen, zum 75. Geburtstag dargebracht wurde: „Vom Dienst an Theologie und Kirche, Festgabe zum 16. August 1927“ (erschienen im Furche-Verlag).

Aus der Bahn der Aufklärung trat ich damit heraus; denn diese hat das Verhältnis zwischen dem Lehrer und dem Schüler immer tyrannisch entstellt. Die „Vernunft“ war stets herrisch und machte aus den Gedanken des Meisters das Gesetz für den an ihn gebundenen Schüler; sie wußte ja nicht, was Liebe sei. Als H. Holzmann gelegentlich von „der Schule“ sprach, die ich begründet habe, bewies er nur seine Unfähigkeit, einen Vorgang wahrzunehmen, der von seinem eigenen geistigen Besitz verschieden war. Wenn Schäder mir sagen konnte, daß er mir für meine Christologie dankbar sei, und gleichzeitig an einer wichtigen Stelle des Dogmas Polemik gegen mich für nötig hielt, wenn Rüttger den ersten Band seiner Darstellung des Idealismus mir widmete, während seine Studien mein schmales Gehfeld weit überragten, wenn Eduard Niggenbach immer ein offenes Ohr für mich hatte, so oft wir zusammenkamen, und in seinen Studien zur Geschichte des Neuen Testaments in der alten Kirche ein Gebiet bearbeitete, das ich nie zu betreten ver-

mochte, wenn Althaus die lutherische Form des Glaubens kräftig vertrat und gleichzeitig dankbar an Tübingen dachte, wenn Bornhäuser sich mit seiner Bemühung, uns „das zeitgenössische Auge“ für das Neue Testament zu geben, an meine Grundsätze anlehnte, seine einzelnen Urtheile sich aber völlig selbständig bildete, wenn Zahn, Harnack und Holl mir zum siebenzigsten Geburtstag ein Zeichen ihrer wissenschaftlichen Gemeinschaft schenkten, so entsprach dies dem, was ich den gesunden, christlich geordneten Verkehr zwischen den wissenschaftlichen Arbeitern nenne, war aber vollständig von dem geschieden, was die Rationalisten ihre Schulen hießen.

Daraus ergab sich freilich, daß ich, als meine Enthebung von der Amtspflicht kam, den württembergischen Freunden keinen Nachfolger zeigen konnte. Weil ich unter der Pein des Irrens und der am Lehramt entstehenden Verschuldung schmerzhaft litt, erschraf ich stets davor, einen Jungen in die akademische Arbeit hinüber zu rufen, und doch brauchen sowohl die Kirchen als die Universitäten Theologen, nicht nur solche, die das Wort Jesu bestreiten, sondern auch solche, die es hören.

Ich muß nun nicht weiter erläutern, warum es für mich zwischen der kirchlichen und der wissenschaftlichen Arbeit keine Spannung gab. Wir trieben im Hörsaal, wenn wir das Neue Testament lasen und auf Jesus und seine Boten hörten, nichts Unfrommes, verschafften uns vielmehr dadurch die für den Glauben unentbehrliche Voraussetzung. Ich ging aber im Hörsaal über diese Voraussetzung zum Glauben nie hinaus und evangelisierte dort nicht. Einst erzählte mir ein jüngerer Freund, der in Edinburg gewesen war: „Dort beginnen sie den theologischen Unterricht mit Gebet; warum betest du im Hörsaal nicht?“ Ich tat es nicht, weil ich der Verfassung der Universität gehorsam war, die aus dem Hörsaal den Ort macht, an dem wir uns um die Erkenntnis bemühen. Der Einrede: „Damit hast du das Wichtigste versäumt; die jungen Leute haben vor allem die Belehrung nötig,“ antwortete ich: wer zur Belehrung und Wendung des Willens aufruft, muß zeigen können, wohin wir uns zu wenden haben, und dies zeigte ich meinen



Im Gespräch mit dem Maler Wilhelm Steinhausen
bei einer studentischen Freizeit in Freudenstadt (1912)

Jungen dadurch, daß wir uns miteinander bemühten, Gottes Werke anzuschauen und Gottes Wort zu hören.

Deshalb war ich aber auch für jede Gelegenheit zu einem anderen Verkehr mit den Studierenden dankbar, bei dem wir nicht nur unser Wissen, sondern auch unseren Willen bewegten und über den Glauben und die Buße nicht nur sprachen, sondern sie übten. Dazu diente mir zunächst die Predigt, in der ich deshalb einen wesentlichen Teil meines Berufs sah, weil sie nicht nur dem Auge zeigt, was es wahrnehmen soll, sondern den ganzen Menschen aufweckt, daß er sich Gott zuwende. Darum freute ich mich auch an der Bildung der Christlichen Studenten-Vereinigung und an der sich dort öffnenden Gelegenheit zu studentischen Gottesdiensten (Bibelstunden) und war besonders dankbar für die Konferenztage, die wir von Zeit zu Zeit in Freudenstadt in den Pfingstferien veranstalteten. Ich hielt sie für unfruchtbar, wenn nicht auch sie sich mit tüchtiger intellektueller Arbeit füllten; sie bekamen aber dadurch einen besonderen Glanz, weil wir jetzt nicht nur als Denkende, sondern als Lebende beisammen waren, die von Gottes Gnade ihren Willen und ihr Werk empfangen.

Mein Anteil an der Forschung

Aus den Verhältnissen, die mir Bern bereitete, dessen Regent mir erklärt hatte, daß er mich nie zum Professor mache, mit dessen Theologen, soweit sie zur Reform hielten, keinerlei wissenschaftlicher Verkehr möglich war, dessen Christenheit teils mit der Dogmatik der Reformierten, teils mit der des Pietismus arbeitete, die beide unter der Schrift zurückblieben und für die Ansprüche unserer Gegenwart nicht ausreichten, zog ich den Schluß, daß ich schreiben müsse. War er richtig? Das Urteil der Mitarbeiter zerfiel in einen wunderlichen Kontrast. Als ich, um in Greifswald zu beginnen, nach dem Statut der dortigen Fakultät den Dokortitel nötig hatte, bat ich die bernische Fakultät, mir ihn zu verleihen. Ich fiel aber bei der Abstimmung durch; mein Buch über den Glauben habe keinen wissenschaftlichen Wert. „Schlatter kann keinen richtigen Schluß bilden und ist zur wissenschaftlichen Arbeit unfähig“, schrieb Schürer. „Schlatter will nicht sehen“, schrieb Knopf. „Schlatter schreibt Erläuterungen zum Neuen Testament, versteht es aber nicht“, schrieb ein anderer Kollege. „Schlatter bildet sich ein, ein Historiker zu sein“, schrieb Bauer. „Mit Schlatter kann ich mich nicht auseinandersetzen“, schrieb Feine. Gleichzeitig wollte mich, sowie mein erstes Buch erschienen war, B. Weiß nach Kiel schicken, was ich ablehnte, und die Hallenser mich zu ihnen holen, was in Berlin abgelehnt wurde, und Cremer machte mich, ohne mich zu kennen, nur wegen meiner wissenschaftlichen Arbeit zu seinem Mitarbeiter. Es folgten die Fakultäten von Heidelberg, Bonn und Marburg. Die sich aufhebenden Urteile werden beide Wahrheit in sich haben. Das wirkliche Urteil steht aber weder bei mir noch bei den Kollegen.

Da ich aber den Gedanken in mir trug, das Schreiben gehöre zu meinem Beruf, blieb ich vor der Frage, die die Haager Gesellschaft zur Verteidigung des Christentums damals ausschrieb, aufmerksam stehen. Die Holländer fragten, was im Neuen Testament „glauben“ bedeute. Ich stellte mich damit vor ein höchst anziehendes Forschungsobjekt. Meine eigene Geschichte hatte mir zahlreiche Motive gegeben, die mich zu dieser Untersuchung drängten, da mein Verhältnis zu den verschiedenen Gruppen in der Kirche verworren blieb, wenn ich mir nicht eine klare Vorstellung von dem erarbeitete, was die Männer des Neuen Testaments Glauben nannten. Aber auch für die von meinen eigenen Bedürfnissen frei gewordene, geschichtliche Betrachtung besaß das Thema spannende Größe. So herrlich das alttestamentliche Wort und Werk den Glauben sichtbar macht, so ist doch unverkennbar, daß er dort noch nicht als derjenige Vorgang gewertet wird, der unseren Anteil an Gott und an der Gemeinde bestimme. Die vorchristliche Gemeinde teilte sich noch nicht in Gläubige und Ungläubige, sondern in Gerechte und Ungerechte. Für jeden ergab sich sein Anteil an der Gemeinde aus der Weise, wie er handelte. Neben dem Neuen Testament steht auf der einen Seite die griechisch-jüdische Frömmigkeit, wie z. B. Philo sie zeigt, auf der andern die palästinisch-pharisäische, wie wir sie z. B. an Alkiba sehen. Für beide war nicht Glaube das Grundwort ihrer Religion. Beide bewunderten ihn, priesen ihn und übten ihn; aber das sie bewegende Ziel war für die Griechen die Erkenntnis Gottes, für die Palästinenser die Erfüllung seines Gebots. Nun schafft Jesus die Wendung, durch die der Glaube zum entscheidenden Vorgang wird, der unseren Anteil an Gott ordnet, die Verbindung mit Christus herstellt und aus seinen Jüngern die Gemeinde der Glaubenden macht. Diesen Vorgang in seinem Verlauf und in seinen Gründen erkennbar zu machen, war ein hohes Forschungsziel. Jeder Apostel machte ihn wieder in besonderer Weise sichtbar, und er erschien an jeder religiösen Funktion, an der Buße und an der Liebe, an der Furcht und an der Hoffnung, an der Theologie und am Kultus. Er verdrängte den Eudämonismus, der sich mit der

Religion die Seligkeit bereitet, vertrieb die Gnosts, die die Berührung mit Gott in den Empfang von Erkenntnissen verlegt, und zerbrach den Nomismus, der das Gesetz als den Mittler zwischen uns und Gott verehrt. Über alle diese Bewegungen erhob sich im Glauben ein zentraler Vorgang, der dem inwendigen Leben die Einheitlichkeit verschaffte. Darum enthüllt dieser Vorgang die Herrlichkeit Jesu, den von ihm uns gebrachten neuen Blick auf den gebenden Gott, der nicht nur Gedanken und nicht nur Gebote gibt, sondern die alles vollendende, Leben schaffende Gnade ist. Damit war der Glaube da. In der Erfassung dieses Vorgangs war mir ein Arbeitsstoff gegeben, der mich reichlich beschenkt hat. Am Gewinn, der mir hier zufließt, hing alles Folgende.

Ich stand oft staunend vor dem Wunder still, das in unserem Seh- und Denkvermögen geschieht. Wenn ich einst als Knabe mit Stauen wahrnahm, daß wir in einen unendlichen Raum hineingesetzt sind, so beschauete ich jetzt mit ebenso großer Bewunderung die Uner schöp flichkeit des geistigen Lebens. Jeder denkende Mann, der in der Kirche lebte, hat durch das Neue Testament gehört, daß Jesus Glauben hervorgebracht hat, und hat sich auch seine Gedanken darüber gemacht, und doch ist dieser Vorgang von unserer Erkenntnis ebensowenig durchdrungen wie irgendein natürlicher Prozeß. Wir stehen überall vor Unendlichkeiten, die nicht regellos zerfließen, sondern von einer sie durchdringenden Einheit gestaltet sind. Nirgends kann der forschende Blick ermüden, nirgends das lauschende Ohr satt werden, und wir schauen und hören nicht vergebens, sondern empfangen in nie endender Reihe die Wahrnehmung, und jeder neue Blick hat den Aufruf zur jubelnden Dankbarkeit in sich und zeigt, da es kein Empfangen ohne einen Geber gibt, die Nähe des gebenden Herrn.

Diese Freude des Forschenden habe ich reichlich empfangen, reichlich aber auch die zu ihr gehörende Pein, mit der uns unser Irren quält. Meine Zugehörigkeit zur Universität nahm ich ernst und sah in ihr die Verpflichtung, daß ich mein Denken unter die Wahrheitsregel zu stellen habe, die uns untersagt, es von seinen Bedingungen los-

zureißen und ihm dadurch den Weg zur Wirklichkeit zu versperren. Wir entgehen aber auch mit dem ernststen Bemühen, wahr zu sein, dem Irren nicht. Es entsteht in uns durch unser voreiliges Urteil und eigenmächtiges Bilden, das das uns Gezeigte entstellt, und fließt uns aus der Gemeinschaft zu, ohne deren Hilfe wir nichts sind und der wir uns nicht entziehen dürfen, da wir für sie und nicht nur für uns das empfangen, was uns sichtbar wird. Darum wird der, der unter der Leitung der Wahrheit denkt, in ein beständiges Sterben hineingestellt, da er das von ihm Gebildete wieder zerbrechen muß, und diese Pein ist deshalb scharf, weil wir mit unserem Irren auch die anderen verletzen. Wir können auch den akademischen Dienst wie jedes andere Werk nur deshalb freudig üben, weil uns Christus gegeben ist, der uns die Vergebung erwarb.

Von der Beschäftigung mit dem neutestamentlichen Glauben ging ich zunächst nicht vorwärts zu den anderen Vorgängen, die den Christenstand der Apostel bildeten, sondern rückwärts zu den Voraussetzungen der neutestamentlichen Geschichte, zu der Umgebung, aus der sie herausgewachsen ist. Indem ich Jesus zusah, wie er den Glauben schuf, betrachtete ich Geschichte, zunächst die Geschichte eines Worts. Es war unverkennbar, daß die Weise, wie das Neue Testament vom Glauben spricht, nicht rein griechisch war. In der völligen Gleichbildung zwischen den griechischen und den syrischen Formeln trat der Einfluß ans Licht, den die Gleichzeitigkeit der syrischen und der griechischen Rede auf die Sprache der ersten Christenheit ausgeübt hat. Damit war aber nicht ein vereinzelter Vorgang erfaßt, der sich nur am Wort Glaube vollzog, sondern die Einwirkung der Doppelsprachigkeit auf die christliche Rede drang sie ganz. Damit stand ich aber vor einem unermesslichen Arbeitsfeld. Die Gemeinschaft mit Cremer, der am neutestamentlichen Wörterbuch arbeitete, verstärkte diese Neigung. Ich stimmte mit ihm im Urteil zusammen, daß es ein trauriges Zeichen für die Gelähmtheit unserer theologischen Arbeit sei, daß wir noch kein neutestamentliches Wörterbuch besitzen, und daß uns die Herstellung

eines solchen noch nicht möglich sei.¹ Cremer schrieb auf das Exemplar der zuletzt von ihm selbst bearbeiteten Ausgabe seines Wörterbuchs, das er mir sandte: *felici successori*. Ich habe seine Hoffnung nicht zu erfüllen vermocht und nicht viel mehr als ein Programm erreicht.

Schon die Geschichte der Sprache zwang mich zum Studium der Literatur, die uns mit der vorchristlichen Frömmigkeit in Berührung bringt. Ich las sie aber nicht nur der sprachlichen Statistik wegen, sondern weil die neutestamentliche Geschichte im Zusammenhang mit denjenigen Ereignissen entstanden ist, die uns diese Dokumente zeigen. Ich hing ja am Neuen Testament, weil es uns den wirkenden Gott wahrnehmbar macht, und was er wirkt, ist gemeinsames Leben, also Geschichte. Sie entsteht durch den kausalen Verband des Geschehens, durch den die eine Bewegung der anderen die Richtung gibt. Ich hörte den griechischen und palästinischen Juden zu, weil das Werk Jesu und seiner Boten im Verkehr mit ihnen bestand. Sie reden auch im Neuen Testament zu uns, weil dieses die Antwort ist, die Jesus ihnen gab. Je deutlicher sie zu mir sprachen, um so richtiger wurde mein Verständnis des Neuen Testaments. Sie reden auch in der Kirche zu uns, weil die Kirche Griechisches und Jüdisches in breiter Überlieferung in sich aufgenommen hat.

Wieder weitete sich das Forschungsgebiet ins Grenzenlose. Denn alle vorchristlichen religiösen Bewegungen sind dadurch entstellt, daß die Überlieferung über sie von ihren Gegnern herrührt. Der Pharisäismus spricht zwar durch seine eigne breite Literatur zu uns; aber die theologische Überlieferung beschrieb ihn ohne Liebe, somit auch ohne Verständnis nur als den Widersacher Jesu, der ihm das Kreuz bereitet habe, nicht nach seiner ihm eignenden Frömmigkeit. Für den Zelotismus sind wir zunächst auf die dürftigen Angaben gewiesen, die Josephus über ihn enthält, deren Dürftigkeit daher rührt, daß Josephus den Zelotismus als den Urheber des Untergangs Jerusalems verfluchte. Von derjenigen Gruppe in der vor-

¹ Ich denke an anderes als an ein Verzeichnis der Wörter für Schüler.

christlichen Gemeinde, die der Zahl nach am stärksten war, vom jüdischen Freisinn, besitzen wir vollends nur kümmerliche Reste. Mit diesen, mit Jason von Kyrene, aus dem im zweiten Makkabäerbuch Bruchstücke zusammengestellt sind, mit Eupolemus, aus dem einige Reste bei Josephus und beim Gewährsmann des Klemens und des Eusebius sichtbar sind, beschäftigten sich meine ersten historischen Veröffentlichungen. Wenn Schürer im Blick auf sie urtheilte, ich könnte keinen richtigen Schluß bilden, so hatte er nicht ganz unrecht. Zwar war mein Denkvermögen nach meiner Beobachtung nicht kleiner als das der Kollegen; wir brauchen aber für einen richtigen Schluß richtige Prämissen, da der Wahrheitswert der Schlüsse völlig von diesen abhängt, und der Umfang meiner Wahrnehmungen war noch eng, und deshalb waren manche meiner Schlüsse falsch. Die unentbehrliche Voraussetzung für jede Untersuchung, die in die Zeit Jesu eindringen will, gibt uns Josephus, und was für eine Menge ungelöster Rätsel häufte schon einzig Josephus vor mir auf!

Für die literarische Ordnung der Texte bekamen ihre Ortsangaben Wichtigkeit, und daraus entstand mir der Wunsch, Palästina zu sehen. Cremer wußte von ihm, und da er ihn Althoff mittheilte, schickte mich dieser als Dank für meine Ablehnung der mich von Greifswald wegrufenden Anträge im Frühling 1891 nach Palästina. Mein Berner Freund S. Dettli hatte denselben Wunsch, und noch drei andere Freunde schlossen sich an. Nach einigen Tagen in Rom und Neapel fuhr ich nach Kairo und von dort nach Toppe. Ich kann nahezu noch jeden Tag, den ich in Palästina zubachte, wieder in mir erwecken. Gleich in Toppe bekamen die Angaben der alten Erzähler die Lebendigkeit der Anschauung. Sie berichteten vom schwankenden Geschick der Stadt, bis sie endgültig jüdisch wurde und nun auch an den Nöten theilbekam, die mit der Einsetzung des Herodes zum König und mit der Unterwerfung des jüdischen Aufstands durch Vespasian die Judenschaft trafen. Der Ritt durch die Ebene an Bne Beraf vorbei nach Lydda gab der Frage Stärke, wie die allmähliche Austreibung der Judenschaft aus Judäa zustande ge-

kommen sei. Denn das kümmerliche Bne Beraß ist der Ort gewesen, an dem Akiba lehrte, und Lybda war von der Gründung der Christenheit an eine Stätte des heißen Kampfs zwischen der Judenthums- und der Christenheit. Von Ramle aus ritt ich nach Gezer hinüber, weil ich mir für die Vorgänge in der makkabäischen Zeit verdeutlichen wollte, wie die Hügelreihe vor den Steilabfall des jüdischen Berglands hingelegt ist. Nach Jerusalem ging ich auf der alten Steige vom unteren zum oberen Bethoron nach Gibeon und über den Nebi Samwil. Dadurch trat der Zusammenhang vor meinen Blick, der notwendig immer zwischen dem Städtchen Gibeon und dem Heiligtum droben auf der Höhe bestanden hat. In Jerusalem fesselte mich das von Herodes errichtete Viereck am meisten, das den größeren Hof seines Tempels umschloß. Ich ging von ihm mit der Frage weg, ob die antiken Reste nur von dem reden, was Herodes baute und Titus zerstörte, oder ob sie auch von dem reden, was nachher mit dem Tempelviereck geschah. Unvergesslich ist mir die Stunde im einsam gewordenen Mamre der byzantinischen Zeit, von dem ich nicht zweifelte, daß es so schon zur Zeit Jesu bestand, nur daß es damals noch den hochverehrten Baum Abrahams enthielt, und die Rundschau auf dem Herodeion bei Bethlehem, dem Burgberg, dem Herodes sein Grab anvertraute und auf dem nach dem Sturz Menahems ein Teil seiner Anhänger ohne Gemeinschaft mit dem Volk und ohne Friedensschluß mit den Römern auf den Anbruch des Himmelreichs gewartet hat. Auch dem Burgberg von Bittir machte ich einen Besuch, auf dem der letzte Akt des verzweifelten Kampfs der Judenthums- gegen Hadrian vor sich ging. Als wir von Jerusalem nordwärts ritten, beschäftigten mich vor allem die vorerilischen Heiligtümer, die Gegend zwischen Michmas und Betin, in der irgendwo Bethels Tempel stand, und der Garizim, an dessen Fuß das Nordende der Machnaebene liegt, in der ich dasjenige Gilgal suchte, das den Altar Abrahams in More fortsetzte und in der Zeit Elias der Sitz für die Propheten Israels war. Samaria, das damals noch nicht ausgegraben war, zeigte mir die Reste einer herodeischen Stadt, und die Ebene Dothans gab eine

der unentbehrlichen Voraussetzungen für die Kritik des Buches Jubith. Leider kam ich nicht nach Skythopolis hinab; ich sah nur von ferne von einer Höhe am Gilboa in sein Gebiet hinab. Am See von Tiberias verschaffte ich mir den Anblick beider Seeufer, auf der Westseite Philoteria (el Keraf), Tiberias, Magdala, En Th'ena, Heptapegon und Kapernaum, dessen Synagoge damals noch einen wirren Trümmerhaufen bildete, auf der Ostseite Gadara mit seiner heißen Quelle am Tarmuk und Hippos. Aus dieser Wanderung erwuchs der für mich bedeutendste Ertrag meiner Reise, die Trennung des griechischen Gadara, das zur Dekapolis gehörte, vom jüdischen Gadara, das der Hauptort für die in der Peräa sesshafte Judenthümlichkeit gewesen ist. Die jüdische Stadt der Peräa war die, die in der byzantinischen Zeit Salton genannt worden ist. Ich halte es nicht für möglich, daß ich mir ein deutliches Bild von der jüdischen Geschichte im ersten Jahrhundert verschafft haben könnte, wenn ich der Tradition geglaubt hätte, die eine griechische Stadt bis in den Frühling 68 hinein vereint mit den Juden gegen Rom kämpfen ließ. Leider streifte ich nicht auch durch Obergaliläa, sondern sah nur noch Nazareth, den Lador und den Karmel, da ich von Haifa auf der Küstenstraße nach Sidon und von Sidon hinüber nach Paneas, von dort auf den Hermon und nach Damaskus ging. Dann zeigte mir Baalbek noch, was ein Tempel in der römischen Zeit gewesen ist. Der Ritt über den Libanon nach Beirut hinunter bot landschaftliche Bilder von herrlichem Glanz. Von Smyrna aus besuchte ich noch die Ruinenstätte von Ephesus, und dann sah ich die Akropolis von Athen. Weil aber inzwischen das Sommersemester in Greifswald bereits begonnen hatte, kehrte ich nun in rascher Fahrt zurück. Das, was mir in jenen drei Monaten zur Anschauung geworden war, hat mein Denken anhaltend in Bewegung versetzt, nicht nur, wenn ich die jüdische Umgebung Jesu, sondern auch wenn ich die neutestamentlichen Vorgänge betrachtete.

Jedes Wort im Neuen Testament hielt mich zu neuer Überlegung fest. Was war die Demut Jesu? Die Kirche sagte: Demut ist das Gefühl der Schwäche. Ich sah in ihr die Kraft der vollendeten

Liebe, die sich ganz dem Kleinen hingibt. Was war die Armut Jesu? War sie die Entsagung des Büßenden? Ich nahm in ihr die Liebe wahr, die mit Freude auf alles verzichtet, was die Liebe spaltet und hemmt. Was meinte Jesus, wenn er sein Gebot über das stellte, was zu den Alten gesagt worden war? Da die Kirche beim Gesetz an die Verkündung des zeitlosen, vollkommenen Willens Gottes dachte, konnte sie im Gebot Jesu nur die Abweisung der pharisäischen Entstellung des Gesetzes sehen. Ich kam allmählich zu dem Urtheil, daß Jesus die Seinen von der jüdischen Frömmigkeit dadurch schied, daß er sein Gebot über das den Alten gegebene göttliche Gesetz gestellt hat. Die Evangelien stellen das Wort Jesu als seinen Gang zum Kreuz dar. War es so oder brach seine Bereitschaft zum Kreuz sein früheres Wirken ab? Für meinen Blick wuchsen alle Worte und Werke Jesu zusammen und machten einheitlich denjenigen Willen offenbar, aus dem die Kreuzestat erwachsen ist. Während die Kirche das Gericht fürchtete, lernte ich begreifen, warum Jesus darnach verlangt hat, das Gericht zu halten, und warum Paulus begehrt hat, vom Herrn gerichtet zu werden. Auch nachdem Luther das Ohr für den Anfang des Römerbriefs, Röm. 1, 17, erhalten hat, blieb es immer noch ein Rätsel, warum Paulus vom Evangelium gesagt hat, daß sich Gottes Gerechtigkeit in ihm offenbare, und warum er Herrlichkeit, Ehre und Frieden jedem verhieß, der das Gute wirke. Ich sah darin nichts Dunkles, nichts, was der dem Glauben gegebenen Verheißung widerspräche. Mein Vorgänger in der Auslegung des Neuen Testaments in Bern hatte es für unbegreiflich erklärt, daß Paulus, der Mann des Glaubens, die Worte über die Liebe geschrieben habe, die wir 1. Kor. 13 finden, und fünfzig Jahre später stieß ich im Gespräch mit Tübinger Kollegen auf denselben Gedankengang. Ich nannte es dagegen einen völlig deutlichen Vorgang, daß mit dem Entstehen des Glaubens unser selbstischer Wille durchbrochen und die Liebe uns gegeben wird. Es wurden für mich spannende Fragen, was aus den Nachfolgern des Paulus in Korinth seine Widersacher gemacht habe, oder was in seine letzten Worte, in die Briefe an Timotheus

und Titus, den erschütternden Ernst hineingetragen habe, der in ihnen sichtbar ist. Ich nenne damit nur einiges von dem, was im Neuen Testament nicht nur den Lehrer, sondern auch den Forscher in mir beschäftigt hat. Jede dieser Erkenntnisse machte aber nicht nur das geschichtliche Bild deutlicher, sondern trug sofort auch zur Reinigung unseres kirchlichen Denkens und Wollens bei.

In Lübingens Stille entstanden neben einzelnen Untersuchungen auch die ein Ganzes anstrebenden Darstellungen, ein Gesamtbild der Bewegungen, die das Judentum während der griechischen Zeit von innen her bewegten, die einheitliche Zusammenfassung der Angaben, die uns das Neue Testament über das Wirken Jesu gibt, und die Zusammenstellung der Überzeugungen, auf die die Apostel die Kirche aufgebaut haben. Schließlich kam noch eine Übersicht über „Die Geschichte der ersten Christenheit“ zustande, die den Weg zu beschreiben versucht, den die Arbeit der Apostel durchmessen hat, aus der die griechische Kirche entstand. Nun wurde mir aber, da sich die Jahre dehnen, noch Gelegenheit zu weiterer Arbeit geschenkt, und ich benützte sie, um einen oft geäußerten Wunsch der Studierenden, die sich neutestamentliche Kommentare erbaten, zu erfüllen. Ich wählte Matthäus, über den in der gegenwärtigen Literatur die Theorien schwanken. Zu einem Schulbuch, mit dem man sich für eine Vorlesung oder ein Examen rasch vorbereiten kann, reicht freilich mein Vermögen nicht. Da ich aber so oft zum Lesen ermahnt habe, machte es mir Freude, die sprachlichen und historischen Beobachtungen zusammenzustellen, die für die Sprache, das Ziel und die Selbstständigkeit des ersten Evangelisten lehrreich sind.

Neben den neutestamentlichen Arbeiten ging ich aber auch an das, was mir von Anfang an mit der Vertiefung in die Schrift zum theologischen Ziel geworden war, an die Beantwortung der von unserer Gegenwart gestellten Fragen, zunächst so, daß ich das christliche Dogma, d. h. diejenigen Überzeugungen, die uns zur Kirche vereinigen, zu begründen suchte. Bei dieser Arbeit, die zeigen wollte, was wir heute als die christliche Lehre zu vertreten haben, schwebte

mir als hohes Ziel vor, beide Wirkungen, durch die Gott uns macht und begnadet, in gleicher Weise deutlich zu machen, sowohl die, die durch die Natur und die Geschichte, als die, die durch Christus vermittelt ist. In unserem Volk werden diese beiden Erkenntnisse oft voneinander getrennt und gegeneinander gewendet. Dann wird eine natürliche Frömmigkeit gepflegt, bei der Christus abgewiesen bleibt, oder ein auf Christus gerichteter Glaube geübt, der die Natur vergiftet und, weil sie doch nie vergessen werden kann, immer in der Gefahr steht, sie zu zertreten. Ich heiße es dringend nötig, daß wir diesen Riß in unseren Gedanken überwinden.

Mein „Dogma“ hatte keine „Einleitung“, obwohl die Mitarbeiter eine solche für nötig hielten und der Erfolg meiner Arbeit dadurch ernsthaft beschränkt war, daß sie keine „Einleitung“ hatte. Meine Weigerung, die Notwendigkeit der Dogmatik erst noch durch eine „Einleitung“ zu begründen, war nicht, wie Karl Barth sie genannt hat, eine „Geste“, sondern ein ernsthafter und wohlervogener Entschluß. Das Dogma der Kirche ist keine Geheimwissenschaft, die nur einem kleinen Kreis, etwa von solchen, die philosophisch gebildet sind, zugänglich wäre. Der Beruf des Dogmas ist, uns zu einigen, und nicht, die Kirche in Wissende und Unwissende, in Philosophen und Laien zu zertrennen. Denn das Dogma hat nur einen einzigen Gegenstand, an dem alle mit ihrem gesamten Leben beteiligt sind; das ist die Frage nach Gott. Bedarf es denn einer Einleitung, damit diese Frage mit gespanntem Ernst unser innerstes Interesse aufwecke? Kein Glied der Kirche ist von ihr unberührt, und auch dem, der jenseits der Kirche steht, aber aus irgendeinem Grund, sei es um sie zu bekämpfen, sei es um den Weg zu ihr zu finden, nach ihrer Lehre fragt, muß es deutlich sein, daß es sich beim Anschluß an die Kirche um die Frage nach Gott handelt und um nichts als um sie. Der alten Kirche war freilich eine Einleitung in ihr Dogma unentbehrlich, weil sie vor ihren eigenen Unterricht als Vorbereitung für ihn die antike Philosophie gestellt hat. Wenn man gleichzeitig zwei innerlich verschiedene Wei-

sen der Frömmigkeit vertritt, muß man freilich zwischen beiden eine Brücke bauen. Diese Gebundenheit unserer Lehre an eine angebliche Propädeutik, sei sie antik oder modern, heiße ich eine Gefähr. Die Christenheit hat die Pflicht, selbst zu sagen, was sie glaubt und warum sie glaubt.

Spät erst suchte ich auch die Ethik zu fassen, die heute für uns gültig ist. Ich tat es erst, als nach dem Druck des Dogmas aus dem Leserkreis mit drängendem Ernst dieses Verlangen an mich gestellt wurde, und ich mußte diesem Verlangen ein gewisses Recht zugestehen, da uns die aus der Reformation entstandene Lehre keine ausreichende Ethik gegeben hat. Wir sind nicht hinlänglich unterrichtet über das, was wir zu tun haben. Ein kleines Erlebnis wirkte bei meiner Entschließung mit. Auf einer Eisenbahnfahrt hatte ich eine neuere Ethik bei mir, mit der ich mich beschäftigte, auch als sich in Heidelberg die Abteilung des Wagens, in der ich saß, füllte. Als ich einmal den Blick von meinem Buch wegwandte, saß eine auffallend schöne Frauengestalt vor mir. Gamaliel II. fiel mir ein, der einst auf dem verödeten Tempelplatz mit einer Griechin zusammentraf und sagte: „Gepriesen ist Gott, der seinen Kreaturen Schönheit gibt.“ Neben ihn stellte sich Mar Saba, der große Asket der Wüste Judäas, der einst aus seinem Kloster nach Jericho ging und unterwegs mit Pilgern zusammentraf, bei denen eine Frau war. „Hast du gesehen,“ fragte ihn sein Jünger, als sie weitergingen, „daß sie schön war?“ Darauf schalt ihn Mar Saba. Wer von den beiden verhielt sich richtig? Was sagte mein Ethiker dazu? Nichts. Er erwog, ob uns das Wollen gegeben sei, ob es für unser Wollen eine Norm gebe, warum diese die Macht habe, uns zu verpflichten, usw. Er untersuchte die Voraussetzungen und Bedingungen des richtigen Verhaltens. Wissen wir aber, wie wir uns zu verhalten haben? Meine Ethik strebte darum über die Norm, die ohne Inhalt und ohne Wirkung bleibt, hinaus, hin zu demjenigen Willen, der durch die uns gegebene Lage seine Verpflichtung empfängt. Ihr Ziel war, die Herrlichkeit der göttlichen Gnade daran sichtbar zu machen, daß sie uns mit freier Bewegung unserer Erkenntnis

und Liebe an dem uns gegebenen Ort zum Werkzeug Gottes macht.

Vielleicht haben aber meine systematischen Darstellungen der Forschung wenig gedient. Sie blieben wohl dem, was die Kollegen bewegt, zu fern; denn ich dachte an das, was unsere Christenheit hemmt und zerreißt, und suchte das, was unsere Not in Gewinn verwandeln kann.

Natürliche Wurzeln

Die Wurzeln deckt das Erdreich. Daß wir aus solchen wachsen, wissen wir, wissen aber zugleich, daß sie sich uns nicht zeigen. Mit einer Deutlichkeit, die wir nie verleugnen können, sind die Grenzsteine vor uns aufgepflanzt, bei denen das uns zum Sehen gegebene Licht erlischt, und wer das Wort kennt: „Ich bin der Herr, dein Gott“, rüttelt an diesen Grenzsteinen unseres Bewußtseins nicht und will sie nicht verrücken. Sie sind nicht weniger das Zeugnis Gottes als die uns geschenkte positive Kraft, die uns zu Empfängern des Wissens und zu Gefäßen der Wahrheit macht. Denn diese unverrückbaren Grenzen unseres Bewußtseins offenbaren uns: „Du bist Geschöpf.“ Aber ebendeshalb, weil sie uns die uns schaffende Hand Gottes zeigen, ziehen diese Grenzsteine unseren Blick mit fesselnder Kraft zu sich hin. Wenn jetzt auch mein Nachdenken diesen Weg beschreitet, so werde ich mich bemühen, mich von der schlechten Gewöhnung einer verfälschten Wissenschaft rein zu halten, die das, was sie wissen kann und soll, weil es ihr gezeigt ist, mißachtet und ungehörig und trotzig nach dem begehrt, was sie nicht wissen kann. Denn von der Sucht, aus dem Bewußtsein herauszuspringen und sich in das Unbewußte und Unwißbare zu versenken, ist jeder befreit, der Gottes gedenkt. Ich versuche darum nicht, die Wurzeln meines Lebens ans Licht zu zerren, sondern beschaue nur mit Andacht die Stelle, an der die Wurzel den Stamm aufsteigen ließ, und meine nicht, daß ich hier irgend etwas erklären könnte. Was sind Worte wie Rasse, Vererbung, Temperament, Anlage anderes als leere Klänge, die nur das mit lautem Schall anzeigen, daß hier ein Geheimnis erscheint, für das es keine Deutung gibt?

„Wir hören erst in deinem letzten Abschnitt“, sagte scherzend ein Freund, „daß du geboren wurdest“. In der Tat durchbreche ich die

übliche Methode, eine Biographie zu schreiben; denn diese beginnt mit dem Großvater oder Urgroßvater. Ich schreibe aber keine Biographie und bin nicht Psychoanalytiker. Ich habe freilich oft erwogen, wie der Strom der Gedanken und Entschlüsse, aus denen mein Leben besteht, auf eine Quelle zurückzuleiten sei und wie an ihm die feste Verknüpfung sichtbar werde, die die Wirkung aus der Ursache hervorgehen läßt. Ich beuge mich aber vor dem Geheimnis, das uns die Betrachtung jedes Menschenlebens zeigt und das auch kein Selbstbewußtsein, auch kein wissenschaftlich geschultes Selbstbewußtsein, durchdringen kann. Noch weniger bin ich imstande, dieses Geheimnis anderen zu enthüllen.

Einst wurden in einer Gruppe von Studenten Gedanken geäußert, die ihnen Blüher gegeben hatte: in aller Freundschaft und Gemeinschaft sei das erotische Verlangen wirksam. Wir saßen unter einem Obstbaum, der seine kräftigen Äste über uns streckte. Seht den Baum an, sagte ich den Studenten, ihr könnt mit einem gewissen Recht sagen, sein ganzes Leben sei Erotik; alles, was er tue, habe sein Ziel darin, daß er sich mit Blüten bedecke und daß diese befruchtet werden und die Fülle der Samen hervorbringen. Dennoch habt ihr eine wirre Vorstellung von diesem Baum, wenn ihr aus ihm einzig einen Träger von Blüten und Früchten macht. Jede seiner ungezählten Zellen hat ihr eigenes Leben zu vollbringen und die ihr zugeweilte Leistung als Selbstzweck zu vollenden. Alle Vorgänge, die dem Baum den Typus, die Ernährung und das Wachstum verschaffen, die für sein Blühen unentbehrlich sind, geschehen nach ihrem eigenen Recht. Ebenso entstellt ihr euer Leben, wenn ihr nur auf einen einzigen Vorgang, und mag er noch so mächtig sein, zusammenschrumpft. Was ich einst meinen Studenten erzählte und hier mitteile, sind nichts als Bruchstücke, darum sind sie aber nicht falsch. Das, was man heute Psychoanalyse nennt, zeigt wieder die Überhebung unserer Rationalen, die den Reichtum des Lebens dadurch beherrschen wollen, daß sie ihn systematisieren. Es ist uns aber weder über uns selbst noch über andere die Macht gegeben, uns resillos zu durchdringen und dadurch zu beherrschen. Das Gebot:

„Erkenne dich selbst“ hat denselben Sinn wie jedes uns zur Erkenntnis aufrufende Gebot; es bedeutet nichts anderes als: „Sieh, was dir gezeigt worden ist.“

Zwei verborgene Gründe bewegen das Christenleben. Der eine steht über uns, der andere unter uns. Von oben her umfaßt uns Gottes Berührung mit uns, das, was wir mit dem apostolischen Wort den Heiligen Geist Gottes heißen; von unten her hängen wir an der Kraft, die durch die natürlichen Vorgänge strömt. Wie die oberen Kräfte mich berührten, habe ich bereits gezeigt. Daß ich Glauben und Buße und Liebe empfing, war das Werk des Heiligen Geistes, und seine Stimme vernahm ich, indem die Schrift zu mir redete, und seine Kraft empfing ich, indem die Kirche mich nährte. Von diesem Geheimnis rede ich nicht weiter, sage aber noch einige Worte über die Weise, wie die Natur mein Leben schuf, weil alles, wovon bisher die Rede war, der Staat und die Kirche und die Schule und die Forschung, mein persönliches Leben beschrieb, weshalb sich auf meine Erzählung ein falscher Schein legte, wenn nur davon die Rede wäre. Keiner soll vergessen, daß vor allem, was er macht, der Moment steht, in dem er gemacht wurde als der lediglich Empfangende.

Wenn ich im christlichen Unterricht gleichzeitig nach den beiden Zielen strebte, Erweckung der Erinnerung an Gott durch die Natur und Begründung des Glaubens an ihn durch die Kenntnis Jesu und seines Werkes, so hielt ich damit das fest, was mir im Elternhaus gegeben wurde. Dort war beides beisammen, das religiöse Verhältnis zur Natur und die Nachfolge Jesu, ohne Schwankung und Spannung, mit der klaren Einsicht, daß das eine ohne das andere unmöglich sei.

Es gab im elterlichen Haus eine Art Hauskapelle von eigentümlicher Einrichtung, ein Zimmer, das jedem stille Zurückgezogenheit gewährte, der sie wünschte. Es lag oberhalb der Wohnräume im Dachraum, der zur Aufstapelung des Holzes diente. Wir hießen es „die Elefantenkammer“. Der Vater hatte es benützt, um uns an der Fülle der natürlichen Gebilde einen Eindruck von der Größe

der Natur zu geben. Der Kasten barg physikalische Instrumente, eine alte Elektrifiziermaschine und dergleichen, und das große Herbarium des Vaters. Die Wände zeigten Mineralien und Tiere, ausgestopfte und plastische Abbildungen. Einige biblische Bilder erinnerten an die Schrift. Natur und Schrift sollten vereint als Gottes Offenbarung zu uns reden. Damit war auf das Fundament hingewiesen, auf das das ganze Leben des Hauses gegründet war.

Die natürliche Vererbung zeigte in der Veranlagung unseres Geschwisterkreises ihre Majestät unverkennbar. In der Familie der Mutter kam Taubstummheit vor. Ebenso war ihr erster Sohn nicht voll begabt. Seine Fassungskraft war beschränkt, der Gang durch die Verkrümmung der Füße gehemmt und seine Fähigkeit, zu hören und zu sprechen, zwar nicht ganz zerstört, aber stark geschwächt. Der zweite Sohn war dagegen in einzigartiger Weise begabt, zu jeder wissenschaftlichen und ebenso zu jeder praktischen Leistung tüchtig. Als dritter Sohn kam ich mit einer bescheideneren Ausrüstung als die, die mein Bruder besaß. Die Zugehörigkeit des nicht normalen Bruders zu unserer eng verbundenen Gemeinschaft hatte für sie den höchsten Wert. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ Das stand mit einer Deutlichkeit vor uns, die wir nicht überhören konnten. Das Mitleben des Geschwächten mit uns hätte freilich diesen Wert nicht bekommen, wenn nicht die Eltern die ihnen damit aufgelegte Aufgabe herrlich gelöst hätten. Den Schmerz, den der abnorme Zustand ihres Ältesten auf sie legte, machten sie völlig unsichtbar. Ich brauche nicht zu sagen, daß er vor Geringschätzung geschützt war; er wurde auch nicht mit Mitleid gequält und bekam nicht bloß jene Liebe, die ihren Empfänger daran erinnern muß, daß sie vom Schmerz hervorgerufen wird. Hier schuf die Liebe über die großen Unterschiede hinweg die Ausgleichung. Unser Ältester hatte das volle Recht, zu sein, was er war.

Die beiden jüngsten Schwestern, das sechste und achte Kind der Eltern, zwischen deren Geburt die meine fiel, wurden mit Nerven ausgerüstet, die ihnen heftige Schmerzen und starke Hemmungen bereiteten. Auch ich bekam einen schwachen Körper, so daß ich zu körperlicher

Arbeit unbrauchbar war; die nervöse Veranlagung trug mir aber nicht körperliche Schmerzen ein, sondern zeigte sich nur im seelischen Leben darin, daß an allen Vorgängen das, was an ihnen peinlich war, eine starke Empfindung hervorrief. Ein scharfblickender Leser sieht dies vermutlich auch an dem, was ich hier erzählt habe, weil meine Erinnerungen dann besonders deutlich und fruchtbar sind, wenn mich die Vorgänge irgendwie schmerzhaft berührten. Ich zweifle nicht, daß diese „Anlage“ bei allem, was ich tat, mitgewirkt hat. Würde die in manchen christlichen Kreisen beliebte Frage: „Hast du Frieden?“ an mich gerichtet, so antwortete ich, ohne zu zögern: „Ja.“ Das bedeutet aber nicht, daß mein Bewußtsein je von schmerzlichen Empfindungen befreit war, sondern ich spreche damit aus, daß mir kein schmerzhaftes Erlebnis zuteil wurde, das mir nicht auch jene Wonne zutrug, die der mit jedem Erlebnis verbundene Ausblick zu Gott uns bringt. Darin, daß unsere Freude uns zum Leiden fähig macht und unser Leiden uns zum Grund der Freude wird, sehe ich den Frieden der Seele, der uns innerhalb unserer irdischen Natur beschert ist.

Zur Kräftigung des Körpers half mir vor allem das Wandern, das ein wichtiger Teil meiner Jugend und meines ganzen Lebens gewesen ist. Die Eltern schufen in uns die Wanderlust; denn sie füllten die Nachmittage der Sonntage gern mit einer Wanderung und machten sie dadurch zu einem jubelnd von uns begrüßten Geschenk. Das Wandergebiet, das uns die Heimat bot, war für die jugendlichen Kräfte unvergleichlich reich; es erstreckte sich vom Bodensee zum Säntis, vom Rheintal zum Toggenburg, von den Weinbergen bis zum nie schmelzenden Firn. Das gab mir eine starke Berührung mit der Natur.

Den Abschluß ihres Hauses gegen die Welt sieghaft durchzuführen, war das stets von den Eltern festgehaltene Ziel. Dieser Kampf galt allem, worin sich das verwerfliche Begehren des Menschen zeigt. Mit ihrer nur abwehrenden Haltung gegen die Welt blieben sie zwar innerhalb der Schranken, die die Ethik der alten Kirche aufgerichtet hat, drängten aber das, was an der alten Ethik gefährlich war, da-

durch zurück, daß sie die Natur nicht zu jener Welt rechneten, der wir unsere Liebe entziehen müssen, sondern sie als Gottes herrliches Werk mit bewundernder Andacht beschauten und die von ihr uns gespendete Lust dankbar empfangen.

Wir steckten uns oft weit entlegene Ziele und benutzten die Bahn nur, wenn eine Nötigung uns dazu zwang. Das entsprach unserer Wanderlust, aber auch der Sparsamkeit, ohne die der häusliche Betrieb nicht bestehen konnte. Bei unseren schönsten Zielen, den Alpen, kam uns ohnehin die Bahn nicht zu Hilfe, da sie damals noch nicht wie jetzt bis zum Fuß des Säntis führte. Wir hatten somit, bis der Anstieg begann, vier Stunden zu marschieren über zwei Bergrücken mit einem kräftigen An- und Abstieg hinweg, und derselbe Weg wartete auf uns, wenn wir von den Alpen herunterkamen. Hatte ich nicht einen Nachmittag oder gar einen Tag frei, so erreichte ich nach der Schularbeit infolge der Gewöhnung leicht noch eine der Höhen in der Nachbarschaft der Stadt und bereitete mir dadurch einen gewissen Ersatz für den mir versagten Sport.

Aber nicht nur in den Körper goß die Natur ihre heilsamen Wirkungen. Es gibt keine Kräftigung des Leibs, die uns nicht auch seelisch stärkte. Da mein Wandern oft weite Entfernungen durchmaß, forderte es oft ernsthafte Anstrengung und Überwindung der hemmenden Empfindungen. Es härtete ab, und wir wichen dieser Wirkung unseres Wanderns nicht aus. Kehrete ich einmal um, ehe das gewollte Ziel erreicht war, so legte dies Scham in die Seele, die nicht rasch verklang.

Traten wir an die Natur heran, so stellten wir uns vor die große Künstlerin, die in Farben und Formen prangt. Auch dies, daß das Schöne als solches empfunden wird, muß gelernt und geübt sein, und wir lernten dies nicht an menschlicher Kunst, sondern an der Natur. Jener gestatteten die Eltern nur einen spärlichen Eingang in ihr Haus. Das Lied war freilich bei uns heimisch, nicht nur das religiöse, sondern auch der ganze Balladenschatz der deutschen Dichtung. Er bot der jugendlichen Phantasie den sie befruchtenden

Stoff, und er wirkte auf mich ungleich fruchtbarer als die antike Poesie, obwohl ich Ovid, Virgil und Homer nicht nur in Stücken, sondern ganz gelesen habe. Zeigte sich bei den Schwestern einige Begabung zum Malen, so wurde sie eifrig gepflegt. Mir war freilich hier kein produktives Vermögen geschenkt. Wenn aber die schweizerische Kunstausstellung nach St. Gallen kam, so wurde regelmäßig Bild um Bild mit inniger Andacht beschaut. Das Theater haben die Eltern dagegen vollständig abgewiesen, der alten Ethik getreu, und von jener literarischen Stimmung, die im Poeten den Führer der Menschheit und in einem Vers oder Roman das größte Ereignis sieht, blieb ich unberührt. Ein Entbehren war dies nicht; denn die heimatlche Natur zeigte mir ja immer neu ihre Schönheit, und sie hat mich reich gesegnet, indem sie mir ihr Bild mitgab.

Auch eine intellektuelle Förderung floß mir durch das Wandern zu; denn wir sammelten die Flora. Das lockte aus den gebahnten Wegen heraus, verlegte die Ziele oft in die Ferne und gab dem Auge während des Marsches einen ihn stets beschäftigenden Gegenstand. Darum verfiel unser Verkehr mit der Natur nicht dem schwärmenden Genuß. Am pflanzlichen Leben zeigte sie uns ihre Gesetzmäßigkeit und prägte uns ein, daß sie alles, was durch sie geschieht, mit einer unbiegsamen Ordnung versieht. Ich bin aber im Unterschied von meinem Bruder nicht Naturforscher geworden, weil mich der starke Einfluß des Gymnasiums zur Sprache hinzog. Dagegen wage ich die Vermutung, daß meine Bekanntschaft mit der Pflanze, so kindlich sie blieb, mit bewirkt hat, daß mir die Hinneigung zum Kantianismus erspart geblieben ist. In der Zeit, als ich dem Evangelium auswich, versuchte ich es mit Spinoza, nie mit Kant. Ich hatte ja eine Ahnung von der Menge mathematischer, chemischer und biologischer Wunder, die in jedem Pflänzchen vereinigt sind, und war darum von dem Gedanken, es sei ein Gebilde meines Bewußtseins, weit abgedrängt.

Von der Tierwelt blieben wir weiter entfernt, da das Sammeln von Tieren, die man töten mußte, der Stimmung des Hauses nicht entsprach. Aber das lebende Tier wurde uns gern gegönnt,

hätte nur nicht die große Rinderschar die Räume des Hauses so völlig gefüllt. Ich erinnere mich gern an meinen lieben Eichelhäher, den ich einen Sommer hindurch eifrig fütterte. Als aber der Winter nahte, erklärte die Mutter, sie habe für meinen Vogel keinen warmen Raum. Da trug ich ihn zum Rand des Balbs hinauf und sah ihm überrascht nach, als er blitzschnell aus meinem Korb hinaus in die Tannen verschwand.

Aber auch mit meinem tiefsten Erleben stand unser früher, reicher Verkehr mit der Natur in Verbindung. Ich kann mir nicht denken, daß uns der Christenstand der Eltern auch dann erfaßt und mitbewegt hätte, wenn sie uns den Zugang zur Natur versagt hätten. Wenn ich mich frage, wie es kam, daß ich nach dem regelmäßigen Kirchgang des Sonntagmorgens oft abends acht Uhr ohne irgendwelche Beeinflussung nochmals mit der Mutter in die Predigt ging, so antworte ich: Dazwischen lag der Nachmittag mit einer frohen Wanderung. Einst saßen wir auf einem Hügel, von dem aus sich der Bodensee besonders schön zeigt, und der Vater sang mit den Schwestern: „Sind wir auch arme Sünder, liebt er uns doch nicht minder. O, er liebet uns gar sehr.“ Warum war das glaubhaft? Vor mir lag ja weit und herrlich Gottes Werk, und der, der es so schuf, daß es uns sichtbar war, „liebet uns gar sehr“. Gott wird uns nicht glaubhaft, wenn wir nicht ein großes Werk vor Augen haben, das von ihm stammt, und das erste Werk Gottes, das wir zu sehen haben, ist die Natur.

Zur Bonne des Wanderns gehörte auch die Rast in den saubern, freundlichen Wirtshäusern, die meine Heimat zahlreich hat und die ich in Pommern und Schwaben schmerzlich vermißt habe. Die Romantik des Bettelns war damals noch nicht erfunden und hätte sich nicht mit der stolzen Selbständigkeit vertragen, die das schweizerische Volkstum in seine Jugend legte. Die Regel des Vaters, die ich für weise halte und immer bewahrt habe, war: Auf der Wanderung benutzt man das gute Wirtshaus gern; daheim in der eigenen Stadt betritt man es nie; denn hier würde der Genuß um des Genusses willen, das Trinken um des Trinkens willen begehrt.

Einmal richtete ein bernischer Geistlicher, der seine Schülerinnen gern durch zugespitzte Fragen aufweckte, an meine Schwester die Frage: „Ist es Sünde, mit Genuß zu essen?“ Ich halte es für ein großes Glück, daß diese Frage aus der Regel, unter der meine Jugend stand, niemals entstehen konnte. Die Speisen waren für jeden Tag fest geregelt, und wenn sich mein launischer Gaumen gegen manche derselben sträubte, so gab es hier keine Nachgiebigkeit. Das Essen war aber bei uns schon deshalb ein frohes Geschäft, weil es uns alle zusammenführte. Dadurch war die Mahlzeit über die Arbeitszeit emporgehoben, weil unser gemeinsames Leben ein freudiges war. Dazu kamen die Festtage mit ihren festlichen Speisen, die gerade wegen der Einfachheit der gewöhnlichen Nahrung einen starken Genuß erweckten. Aber auch hier trat der natürliche Vorgang nicht isoliert für sich auf, sondern war mit dem geistigen Gehalt der Festtage verbunden. Das Weihnachtsgebäck war ein Bestandteil der Weihnachtsfeier, und die hoch geschätzte Tasse Schokolade, die das Frühstück des Neujahrstags bildete, kennzeichnete den Anfang eines neuen Jahrs. So wurde mir der natürliche Vorgang zu einem untergeordneten, dienenden Glied des Lebens und spendete doch in reicher Fülle köstliche Lust.

Ich kam von hier aus nicht zur „Abstinenz“, obwohl ich in Bern in Berührung mit Arnold Bovet, einem Führer des Blauen Kreuzes, stand, dessen Predigten ich gern hörte und dessen starke Liebe ich bewunderte. Daß der Trunk unser Volk schädige, war sichtbar genug, sowohl in Neumünster als in einem Teil meiner bäuerlichen Gemeinde und vollends an den Universitäten. Es war klar, daß die Wirksamkeit unserer Hochschulen durch den Strom von Bier, der um sie her flutete, stark vermindert wurde, und ich bin für den Gedanken offen, daß zur Gelähmtheit unseres Pfarrstandes die studentischen Trinksitten mit beitrugen. Ich hielt aber die Regel des Vaters für weiser als die durch die Giftigkeit des Weingeists begründete Abstinenz. Wir haben dadurch, daß wir eine schädliche Lust meiden, das normale Verhältnis zur Natur noch nicht erreicht, sondern haben dieses erst dann gewonnen, wenn wir auch den

Genuß, der es wirklich ist, nicht um seiner selbst willen, sondern nur dann begehren, wenn er als der Begleiter von Größerem kommt, dem er dient.

Das zeigt, eiferte einer der für die Abstinenz Streitenden, daß du nicht zu einer „sozialen Ethik“ gelangt bist. Wenn ich mir ausmale, daß die von mir befolgte Regel die Volkssitte würde, so wäre damit eine tiefe Umwälzung des Volkslebens geschehen. Vielleicht wäre sie tiefer und heilsamer als das, was ein Alkoholverbot bewirken kann. Sie würde freilich eine Arbeitsleistung voraussetzen, die auch unseren eifrigsten Abstinenten unerschwinglich scheint. Erreichbar wäre dies nur, wenn wir für unseren Verkehr Räume hätten, wirklich wohnliche und ohne Kosten zugängliche, die uns das gewährten, was jetzt das Wirtshaus vielen nur so verschafft, daß sich häßliche, verblödende und beschmutzende Nebenwirkungen daran heften. Sowohl für den Vater als für mich war es keine Entbehrung, nach unserer Regel zu handeln; denn wer in seinem Haus den Ort seiner Erholung hat, der braucht das Wirtshaus nicht. Es haben aber viele kein Haus.

Auch ihre herbe Strenge hat mir die Natur gezeigt. Ich sah oft und deutlich, wie sie das Begehren verfälscht, die Seele verwirrt, den Leib schwächt und uns mit ihren mächtigen Mitteln in mannigfaltiger Weise das Sterben bereitet. Ich kenne sie auch so, wie sie uns zum Feind wird, wenn sie sich wie eine Mauer vor uns aufbaut, hinter der Gott für uns versinkt. Was mich als Anfechtung verwundete, kam nicht aus der geschichtlichen Betrachtung her. Ich ärgerte mich nie an Jesus, weil er ein Jude war, und mied die Bibel nicht, weil ihre Chronologie für die Länge der menschlichen Geschichte zu kurz ist und ihre Weissagung uns nicht am unfehlbaren Wissen Gottes Anteil gibt. Ich deutete aber schon dort, wo ich vom Sterben meines Sohnes sprach, an, daß ich jenes Beben kenne, das uns Matthäus am sinkenden Petrus mit wunderbarer Deutlichkeit beschrieb, jenes Erschrecken, das uns dann fassen kann, wenn unser Denken, unser Glauben, unser Lieben das von der Natur uns Bereitete hinter sich läßt, um Jesus zu folgen. Was ich auf



Als Großvater mit dem jüngsten Enkel (1928)

das Kreuz meines Gefallenen schrieb: „Keiner von uns lebt für sich selbst“, das besitzt die felsenfeste Unerschütterlichkeit der deutlichen Tatsache. Wir sind Teile eines Ganzen, Glieder eines das Universum füllenden Leibs. Dürfen wir aber so fortfahren, wie Paulus fortfuhr? Würde ich mich aber von Paulus trennen, so würde ich nicht nur Jesus abweisen, sondern auch die Natur verleugnen. Sie hat mir nicht nur ihre Strenge gezeigt, sondern beschenkt mich auch täglich mit ihrem unerschöpflichen Reichtum. Sie ist nicht nur eine Veranstaltung, um uns zu töten, sondern zuerst die Wurzel unseres Lebens, und an das, was sie uns bereitet, schließt sich das an, was uns Jesus gibt, an die Sehkraft unseres Auges jenes Licht, in dem uns Gottes Name heilig wird, an das Leben der Seele jenes Leben, das am Kreuze offenbar geworden ist. Ich breche darum das paulinische Wort nicht entzwei, sondern fahre mit Paulus fort: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Dem Sterben meines Vaters gingen lange Wochen voran, in denen er nicht mehr aufstehen konnte und seine Kraft langsam verging. Als die Mutter in dieser Zeit einmal den Vers von „den goldenen Gassen“ sprach, antwortete er: „Es verlangt mich nicht nach diesem Plunder¹, aber danach verlangt mich, am Hals des Vaters zu hängen.“ Luk. 15, 20. Er sah den Sinn des Lebens und den Zweck des Sterbens in jener Begegnung des Vaters mit uns, durch die alles, was finster und sündlich in uns ist, vergeht. Meine Theologie hat mir nichts anderes verschafft, als was der Vater sterbend ausgesprochen hat; aber ich denke, das ist genug.

¹ Plunder ist ein alemannisches Wort für Hausrat von geringem Wert.

THEOLOGICAL LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
CALIFORNIA

Bibliographie

Adolf Schlatters Veröffentlichungen, die für einen größeren Kreis als den der fachmännischen Mitarbeiter Bedeutung haben, sind:

Im Verlag der Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart:
Erläuterungen zum Neuen Testament. Gesamtausgabe in 3 Bänden oder in 10 Einzelteilen.

Einleitung in die Bibel. Vierte Bearbeitung. 1923.

Die Geschichte des Christus. (2. Ausgabe von Das Wort Jesu.) 1921.

Die Theologie der Apostel. (2. Ausgabe von Die Lehre der Apostel.) 1922.

Der Glaube im Neuen Testament. Vierte Bearbeitung. 1927.

Geschichte Israels von Alexander dem Großen bis Hadrian. 3. Ausgabe 1925.

Zur Topographie und Geschichte Palästinas. 1893.

Das christliche Dogma. 2. Aufl. 1923.

Die christliche Ethik. 2. Aufl. 1924.

Die Gründe der christlichen Gewißheit. Das Gebet. 1927.

Der Ruf Jesu. Predigten. 1913.

Der Evangelist Matthäus, seine Sprache, sein Ziel, seine Selbständigkeit. Ein Kommentar zum ersten Evangelium. 1929.

In den „Beiträgen zur Förderung christlicher Theologie“
im Verlag von E. Bertelsmann, Gütersloh:

Jesu Gottheit und das Kreuz. 2. Aufl. 1913.

Jesu Demut, ihre Mißdeutungen, ihr Grund. VIII, 1.

Die beiden Schwerter (Lukas 22, 35—38). XX, 6.

Sprache und Heimat des vierten Evangelisten. VI, 4.

Luthers Deutung des Römerbriefs. XXI, 7.

Die korinthische Theologie. XVIII, 2.

Das Alte Testament in der johanneischen Apokalypse. XVI, 6.

Der Märtyrer in den Anfängen der Kirche. XIX, 3.

Die Gemeinde in der Apostolischen Zeit und im Missionsgebiet. — Das Wunder in der Synagoge. XVI, 5.

Irchanan ben Zakkai, der Zeitgenosse der Apostel. III, 4.

Wie sprach Josephus von Gott? XIV, 1.

Der Bericht über das Ende Jerusalems. XXVIII, 1.

Die Theologie des Neuen Testaments und die Dogmatik. XIII, 2.

- Briefe über das christliche Dogma. XVI, 3.
 Der Dienst des Christen in der älteren Dogmatik. I, 1.
 Die Furcht vor dem Denken. Eine Zugabe zu Hilths Glück III, 2. Aufl. 1917.
 Über das Recht und die Geltung des kirchlichen Bekenntnisses. XI, 3.
 Die philosophische Arbeit seit Cartesius nach ihrem ethischen und religiösen
 Ertrag. 3. Aufl. 1923.
 Recht und Schuld in der Geschichte. Rede am 27. Januar 1915. XIX, 1.
 Die Entstehung der „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie“ und ihr
 Zusammenhang mit meiner theologischen Arbeit. XXV, 1.
 Die Geschichte der ersten Christenheit. 3. u. 4. Aufl. 1927.

Im Furche-Verlag, Berlin:

- Das Unser-Vater und unsere gegenwärtige Lage. 3. Aufl. 1929.
 Erlebtes. 5. Aufl. 1929.

In Oskar Günthers Verlag, Dresden-Kloßsche:

- Andachten. 1927.

Im Freizeiten-Verlag, Welbert im Rheinland:

- Hilfe in Bibelnot. Neues und Altes zur Schriftfrage. 2. Aufl. 1928.
 Marien-Reden. 1927.
 Die Botschaft des Paulus. Eine Übersicht über den Römerbrief. 1928.
 Unsere Abendmahlsfeier. 1928.
 Das Werden der Kirche in der Urchristenheit. 1927.
 Die Gabe des Christus. Eine Auslegung der Bergpredigt. 1928.
 Ich will Ihn loben bis zum Tod. Predigten. 1928.
 Der vergabene Schatz im christlichen Sakrament. 1929.

**Im Verlag der Schriftenniederlage Bethel
 bei Bielefeld:**

- Das Gott wohlgefällige Opfer. Vier Reden. 1926.
 Aus meiner Sprechstunde. 1929.

*

*Zum 75. Geburtstag Adolf Schlatters hat sich eine Gruppe von Schülern und
 Schülerinnen Schlatters zusammengetan, um dem Lehrer eine Festgabe darzu-
 bringen, die unter dem Titel „Vom Dienst an Theologie und Kirche“ im
 Furche-Verlag erschienen ist.
 Wir bitten die Anzeige dieses Werkes auf der folgenden Seite zu beachten.*

Zum 75. Geburtstag Adolf Schlatters erschien:

Vom Dienst an Theologie und Kirche

In Verbindung mit Freunden herausgegeben

von

Ludwig Steil

Mit einem Bildnis Adolf Schlatters

243 Seiten, geh. RM 8.—, in Ganzl. geb RM 10.—

Aus dem Inhalt:

I. Zur Schriftfrage

1. Schrift und Dienst am Wort. Von D. theol. H. A. Hesse.
2. Die palästiniensisch-arabische Dichtkunst und die weltliche hebräische Poesie. Von D. theol. Hinrich Johannsen.
3. Luthers Römerbrief-Vorlesung. Ein Beitrag zur Frage der pneumatischen Exegese. Von lic. theol. Robert Frick.

II. Zur Geschichte der Kirche

1. Vergottung und Erlösung. Ein religionsgeschichtlicher Vergleich zwischen der hermetischen Gnosis und den Paulusbriefen. Von lic. theol. Gottfried van Randenborgh.
3. Calvins Bezeugung der Ehre Gottes. Von Udo Smidt.
3. Hudson Taylor als Typus angelsächsischer Frömmigkeit. Von Dr. phil. Käthe Steil.
4. Religiöse Neuansätze im heutigen Drama. Von Dr. phil. Lydia Schmid.

III. Zur systematischen und praktischen Theologie

1. Zur Wissenschaftlichkeit einer Theologie des Glaubens. Von Julius Bender.
2. Glaube und Wirklichkeit. Von lic. theol. Anna Paulsen.
3. Der Gedanke der Stellvertretung in der evangelischen Ethik. Von Ludwig Steil.
4. Der Bildungswert der Missions-Erzählung. Von Dr. Walter Freytag.

Im Furche-Verlag / Berlin NW 7

*Aus der Festgabe für Adolf Schlatter:
„Vom Dienst an Theologie und Kirche“*

DIE SONDERAUSGABEN:

Hermann Albert Hesse

Schrift und Dienst am Wort

44 S. RM 1.80

Hinrich Johannsen

**Die palästinensisch-arabische Dichtkunst
und die weltliche hebräische Poesie.**

26 S. RM 1.20

Robert Frick

Luthers Römerbrief-Vorlesung

Ein Beitrag zur Frage der pneumatischen Exegese.

18 S. RM 1.—

Gottfried van Randenborgh

Vergottung und Erlösung

Ein religionsgeschichtlicher Vergleich zwischen der hermetischen Gnosis
und den Paulusbriefen

20 S. RM 1.—

Udo Smidt

Calvins Bezeugung der Ehre Gottes

24 S. RM 1.20

Käte Steil

Hudson Taylor als Typus angelsächsischer Frömmigkeit

16 S. RM 1.—

Lydia Schmid

Religiöse Neuansätze im heutigen Drama

30 S. RM 1.50

Julius Bender

Zur Wissenschaftlichkeit einer Theologie des Glaubens

20 S. RM 1.—

Anna Paulsen

Glaube und Wirklichkeit

22 S. RM 1.20

Ludwig Steil

Der Gedanke der Stellvertretung in der evangel. Ethik

6 S. RM —.60

Walter Freytag

Der Bildungswert der Missionserzählung

10 S. RM 80

Im Furche-Verlag / Berlin NW 7

Zur heutigen Krisis des Denkens

In zweiter und erweiterter Auflage erschienen:

GLAUBE UND LEBEN

Gefammelte Aufsätze und Vorträge

Mit einer Einführung:

Über Sinn und Ziel meiner theologischen Arbeit
von KARL HEIM

Zweite und erweiterte Auflage, 762 Seiten

Mit einem Bildnis des Verfassers

Brofchiert RM. 17.—, in Ganzleinen geb. RM. 20.—

Aus dem Inhalt: Sinn und Ziel meiner theologischen Arbeit | Der gegenwärtige Stand der Debatte zwischen Naturwissenschaft und Theologie | Zur Philosophie des Als-Ob | Zur Geschichte des Satzes von der doppelten Wahrheit | Zur Dogmengeschichte des Mittelalters | Gedanken eines Theologen zu Einsteins Relativitätstheorie | Der Zen-Buddhismus in Japan | Zur Frage der Wunderheilungen | Die Aufgabe der Apologetik in der Gegenwart | Tolstoi und Jesus | Ottos Kategorie des Heiligen und der Absolutheitsanspruch des Christentums | Der Glaube an ein ewiges Leben | Die religiöse Bedeutung des Schicksalsgedankens bei Oswald Spengler | Christentum und Politik | Das Gebet als philosophisches Problem | Zeit und Ewigkeit, die Hauptfrage der heutigen Eschatologie | Ungelöste Fragen | Die Bedeutung der Gemeinschaftsbewegung für die staatsfreie Volkskirche | Das Missionsproblem der Kulturländer Ostasiens usw. usw.



„Diese Vorträge und Aufsätze sind nicht dunkle Selbstgespräche, in enger Gelehrtenstube entstanden, sondern echte Gespräche, geboren aus lebendigem Antrieb, zu lebendigen Menschen, meist jungen Menschen, wirklich, meist buchstäblich wirklich gesprochen. Hier ist ein Ringen um die Sache und ein Ringen um die Menschenseelen. Der Umkreis dieser Fragen ist weltweit: Naturwissenschaft, Philosophie und Religionsgeschichte; Dogmatik und Ethik; Jugendbewegung, Kirche und Mission — so lauten die Überschriften, die die Einzelthemen zusammenfassen und gliedern. Gelehrtes und Fachtheologisches fehlt nicht; aber die Stärke dieser Darlegungen besteht doch in der unglaublichen künstlerischen Feinfühligkeit und Anschaulichkeit, mit der das Höchste und das Tiefste, das Nächste und das Fernste dem Leser, auch dem ungeübten Leser, nahegebracht, verständlich und wichtig gemacht wird. Der Radikalismus der Jugendbewegung verleugnet sich nicht: jeder Weg wird zu Ende gegangen, jeder Gedanke zu Ende gedacht, bis letzte Tatsachen und Gegebenheiten ans Licht treten.“

(„Der Tag“.)

Im Furche-Verlag / Berlin NW 7

Wilhelm Steinhausen

Aus meinem Leben

Erinnerungen und Betrachtungen, aus den nachgelassenen
Schriften des Künstlers neu und unter veränderten
Gesichtspunkten herausgegeben von Alphons Paquet

200 Seiten Quart mit 13 Bildern des Meisters.

Ganzleinwand RM 12.—

Der Herausgeber hat den „Erinnerungen und Betrachtungen“ eine sachlich-
durchdringende Einleitung vorausgeschickt, biographische Übergänge ein-
geflochten und erläuternde Anmerkungen gegeben. Die Bildbeilagen um-
fassen die wichtigsten Seiten des Schaffens des Meisters.

Martin Kähler

Theologe und Christ

Erinnerungen und Bekenntnisse, herausg. von Anna Kähler
Mit fünf Bildnissen

400 Seiten. Broschiert RM 10.—, Ganzleinwand RM 12.—

Das Buch stammt zum größten Teil aus Käblers eigener Feder. Es deckt
das Werden eines Denkers auf, bei dem Gedanken und Leben, Wort und
Person in schwerem Ringen eins geworden sind. Herb und schwer ist das
Buch, wie ■■ der Mann war.

Siegfried Goebel

Erinnerungen eines alten Professors

an namhafte Zeit- und Lebensgenossen. Mit einem Bildnis

256 Seiten. Broschiert RM 4.50, Ganzleinwand RM 6.—

Ein Buch der Erinnerung im eminenten Sinne. Gestalten wie Ritschl,
Hofmann, Tholuck, Heinr. Leo, Kaiser Wilhelm, Nitzsch, Büchsel, Dryander
und viele andere schreiten durch seine Blätter, durch geistreiche, anmutige
Erzählerkunst verlebendigt.

Die Furche

In neuer Folge herausgegeben von
Professor D. Otto Schmitz-Münster

Vierteljährlich ein Heft im Umfang von 8 Bogen mit
Kunstbeilagen. Jahrespreis für 4 Vierteljahrshefte RM 8.-
Einzelpreis des Heftes RM 2.40

„Hier wird nichts verschleiert von den klaffenden Weltanschauungs-Gegensätzen, die sich über der Fülle der hier zur Verhandlung kommenden Lebensgebiete auf tun; hier wird wohl weise und von evangelisch werbender Weitherzigkeit geleitete „Politik“ geistiger „Verständigung“, nicht aber geistiger Kompromisse getrieben; was hier um Verständnis und Anerkennung wirbt, ist eben die „Wahrheit“, die keinen Fußbreit ihres Bereichs aufgeben kann und will. Überall berührt wohl tuend die Gründlichkeit und Entschlossenheit, mit der das Steckenbleiben im Problem überwunden und stets bestimmte Auskünfte und Wegweisungen gegeben werden. Man möchte sich von diesen Heften wirkliche „Führung“, und das heißt Vorwärtsführung für viele geistig Ringende unserer Tage versprechen. Dankenswert und aufschlußreich sind die Nachworte des Herausgebers über die Beiträge jedes Heftes. Den Heften ist je eine wertvolle Kunstbeilage zugegeben.“ („Christentum u. Wissenschaft“.)

Über die Gesamtarbeit des Furche-Verlages unterrichtet am besten der jährlich erscheinende Furche-Almanach. Er bringt neben einer umfangreichen literarischen Gabe und Bildern auch ein beschreibendes Verzeichnis der Bücher des Furche-Verlages sowie biographische Notizen über die Autoren des Verlages. Der Almanach ist ca. 220 Seiten stark und kostet
RM 1.80

Im Furche-Verlag / Berlin NW 7

BS2351.S3 A2 1929
Schlatter, Adolf von, 1852-1938.
Erlebtes.

BS Schlatter, Adolf von, 1852-1938.
2351 Erlebtes. 5. und erw. Aufl. Berlin, Furcht
S3 [1929]
A2 131p. plates. 23cm.
1929

"Dieses Buch ist als 25. Veröffentlichung der
'Stimmen aus der deutschen christlichen Studentenbewegung' erschienen."

1. Schlatter, Adolf von, 1852-1938. I.
Title.

A 2948

CCSC/mmb

